



<36634805530019

Skizzen

in der Manier

des

seligen

A. G. Meissner.

Herausgegeben

durch

Adolph von Schaden.

Erste Sammlung.

Mit des Verfassers Bildniß.

Augsburg und Leipzig,

in der von Jenisch- und Stage'schen Buchhandlung.

1827.

Seinem

innigsten Freunde

und

mehrmaligen Lebensretter

dem

Herrn

Adam Fleschuetz,

der freien Künste, der Weltweisheit, der Arznei- und Wundarzneikunst Doctor, Regimentsarzt im K. B. ersten Linien-Infanterie-Regiment (König), und Besitzer des K. Bayerischen Militär-Sanitäts-Ehren-Zeichen ꝛc.

gewidmet

vom Verfasser.

Aus der grausen Feldschlacht bei Neumark,
Halb getödtet von der Pferde Huf,
Brachten sie den Liedersohn zu dir;
Ihn, den mancher weise Arzt
Nicht zu heilen sich vermaß —
Ihn nur rettet deine Meisterhand.

Ueber Berge, über Meere,
Zogs den wilden Sänger fort;
Rastlos treibt er, rastlos strebt er, —
Doch verzehrt sich selbst des Feuers Kraft,
Heiße Gluthen trocknen Lebenssaft. —
Und es kehrt der Sänger wieder;
Ach verstummt sind seine Lieder! —

Ernster nahen Ihm die Parzen
Aus des Todes Reich, dem schwarzen;
Nur der Meisterarzt, der Retter wacht, —
Seiner Macht — es weicht des Orkus Nacht.

Nicht es lassen Leben sich vergelten,
Doch ein Wicht nur mag die Muse schelten:
Daß sie also ihren warmen Dank dir
zeigt;
Daß die Lyra sich dem Schlangenstabe
neigt.

Neuhausen, im September 1826.

Adolph v. Schaden.

Skizzen

in der Manier

des

seligen

A. G. Meissner.

Bevorwortung.

Die Tendenz der einst so beliebten und noch gerne gelesenen Meißnerischen Skizzen hier erörten zu wollen, wäre unnützes Beginnen, denn jeder gebildete Leser — keine andern wünsche ich mir nicht — kennt jene edle und erhabene Tendenz ohnehin.

Allein dem Vorzüglichern, wenn auch Aeltern, in der Sphäre der Kunst nachzustreben, eine solche Unternehmung macht mit Recht auf Theilnahme, Nachsicht und Aufmunterung Anspruch.

Welch' harten Stand ich mir bei dem vorgesetzten Zwecke selbst angewiesen habe, wird kein echter Kritiker mißkennen.

Seit Meißners herrlichem Wirken haben sich die Zeiten und die Verhältnisse in der deutschen Literatur gar mächtiglich geändert und es galt hier, nicht nur den Geist des Originals aufzufassen, sondern auch die berührte Verhältnisse zu beachten.

Es wird dieser ersten Sammlung der Skizzen bald eine zweite folgen. Ob das Werk eine größere Ausdehnung noch erhalten dürfte, hängt lediglich von der Art ab, wie das große gebildete deutsche Publikum diese Versuche aufnehmen wird; die Stimme verworfener Pseudo-Kritik wird mich dagegen nicht zu berühren vermögen.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

I. Die Familiengruft der Grafen v. Tr**t*lf**gen. Eine wahre Begebenheit. 1

II. Das Henkermahl; oder: Das Mädchen aus der Fremde. Ein Nachtstück. 57

III. Der falsche Thaler. Humoristische Selbstbiographie voll wahrer Züge. 183

IV. Die verkehrte Welt; oder: Der Herr als Diener und der Diener als Herr. Ausschweifender Schwank in dramatischer Form. 235

V. Kleines und größeres Dessert. 277

1. Die seltsame Matratze, eine wahre Anekdote aus weiland Maximilians I. Königs von Bayern Leben. 279

2. Umwandlung des Zeitgeistes. 283

Seite

3. Molieres Fechtmeister hatte Recht. . . 286

4. Väterliche Lehren. 289

5. Schlecht gesehen. 291

6. Schlecht gehört. 299

7. Ecrivez mon ami! 302

8. Der Verfall der Tanzkunst, als einzige Grundursache der großen französischen Revolution unumstößlich dargestellt. . . . 306

9. Giftmischerei; oder: die Revolution zu W—m. 312

10. Marginalien zu dem vierten Buche Alberti Magni, welches handelt: von den Kräften und allerlei Tugenden etzlicher Thiere. 322

11. Etwas für Supplikanten. 329

12. Blond = Lottchen. 331

I.

Die Familiengruft

der

Grafen von Tr**t*lf**gen.

Eine wahre Begebenheit.

Wie fürchterlich tönt hier des Nachhalls Stimme!
Ein Zehentritt stört seine Ruh.
Kein Wetter Gottes spricht mit lauterm Grimme;
O Mensch! wie klein bist Du! —

Eduard Graf v. Tr**t*lf**gen lebte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, am ******er Hofe.

Graf Eduard zählte zu jener Zeit etwa acht und zwanzig Lebensjahre; er war reich, gänzlich unabhängig, hoch geehrt und dabei ein höchst angenehmer und schöner Mann. Der Graf hatte die feinen Genüsse der großen Welt nicht sparsam bereits schon gekostet, allein es war wenigstens nicht ohne Geschmack und philosophischen Sinn geschehen, darum blühte Eduard auch noch jetzt in üppiger Gesundheit und voller männlicher Kraft.

Unter den in hehrem Glanze leuchtenden Meteoren des schönen Geschlechtes stand eine Dame der Fürstin, das neunzehnjährige Fräu-

lein Elise, aus dem uralten Geschlechte des Freiherrn v. P — g, oben an. Den regierenden Fürsten nicht ausgenommen, huldigten alle Ritter des Hofes, welche auf Geschmack und anderweitige Vorzüge Anspruch machen zu dürfen vermeinten, der siegenden weiblichen Schöne, der Anmuth, der Tugend und dem Verstande Elisens; viele der ausgezeichnetsten Cavaliere warben um des Fräuleins Hand, bis endlich unser Graf Eduard über alle seine Nebenbuhler den entschiedensten Sieg davon trug. Elise v. P—g wurde Gräfin Tr** t*lf**gen.

Mit der ganzen Gluth der ersten und zärtlichsten Liebe hieng die junge Gräfin an dem erkiesenen Gatten. Eduard fühlte sich Anfangs ungemein glücklich, allein dieses Glück wurde nur gar zu bald durch Eifersucht getrübt, welcher unseligen Leidenschaft der Graf in hohem Grade ein bedauernswürdiger und blinder Sklave war.

Zwar vermied die sehr verständige und tugendhafte Elise jede Veranlassung so viel nur immer möglich, von der es sich hätte erwarten lassen, sie dürfte des Gatten ungerechtem Mißtrauen Nahrung geben, allein eine Dame, welche am Hofe lebte, mußte doch antworten, wenn sie angeredet wurde, auch konnte die Gräfin nicht füglich den Leuten verbiethen, sie anzusehen und ihre Reize zu bewundern, aber dieses allein war schon erklecklich, den Grafen in steter Unruhe zu erhalten.

Plötzlich machte Eduard der jungen Gattin den seltsamen Vorschlag für immer den Hof zu verlassen und ihm nach seinem Stammgute Tr**t*lf**gen zu folgen.

Die alte Burg der Tr**t*lf**ger lag mehrere Meilen von der Residenz und jeder andern größern Stadt entfernt, auf dem hohen Ufer eines reissenden Gebirgsstromes in einer ungemein wilden Gegend, deren Clima

sehr rauh war, und es blieb von einer jungen reizenden Dame, welche am Hofe aufgewachsen und erzogen, viel verlangt, indem man ihr zumuthete, sich in ein solches Eulennest lebendig begraben zu lassen, allein Elise war auch keine Hofdame gewöhnlichen Schlages; ihr wohnten unerschütterliche und vortreffliche Grundsätze bei, nach welchen sie sich verpflichtet glaubte, sich in des Gatten Willen fügen zu müßen und selbst die wenigen Thränen, welche das Opfer ihr kostete, strebte sie ängstlich ihrem Tyrannen zu verbergen.

Dem Hofe ganz unerwartet gab Graf v. Tr**t*lf**gen nun seine Entlassung und zog mit Sack und Pack nach der Burg seiner Altvordern; der Umstand, daß er ehevor noch in der Residenz sein schönes Haus verkauft hatte, zeugte von dem festen Entschlusse, nimmermehr in die Hauptstadt zurückkehren zu wollen. Die Hofleute bedauerten die junge reizende Gräfin, nannten den Herrn

Gemahl einen eifersüchtigen Narren und nach Verlauf dreier Wochen waren beide vergessen.

Freilich empfand Elise den Contrast zwischen dem einsamen Landleben und jenem geräuschvollen des Hofes Anfangs sehr schneidend, allein die Dame war nicht ohne Ressourcen. Fein gewählte Lektüre, ihre Palette, interessante Spatziergänge, auf denen sie sich mit ihren Unterthanen bekannt machte, und heimlich gespendete zweckmäßige Wohlthaten, dann das friedliche Stillleben mit dem in der That heiß geliebten Gatten entschädigten die liebenswürdige und geistreiche Dame bald genug für die Herrlichkeiten der großen Welt. Elise fühlte sich glücklich und zufrieden, denn die einzige und wahre, die Seelenzufriedenheit nämlich, muß bekanntlich aus unserm Innern hervorgehen und bleibt von äußern Eindrücken großentheils unabhängig.

So wenig er es auch Wort haben wollte, vermißte Graf Eduard offenbar und bald

die Zerstreuungen der Residenz in einem höhern Grade dann die Gattin, übrigens hatte selbst die nunmehrige Abgeschiedenheit nicht vermocht, ihn von dem angeborenen Fehler der Eifersucht gänzlich zu heilen, wie denn überhaupt ein in allem Ernste eifersüchtiger Mann sich als beinahe unheilbar darzustellen pflegt. Hatte der Graf dereinst mit Fürsten, Viscomten, Baronen und Gardeoffizieren geeifert, so blieb ihm jetzt jeder freundliche Blick, welchen Elise dem podagraischen Verwalter oder dem betagten Schloßkapellane spendete, ein Dorn im Auge und er mißgönnte selbst die wenigen herablassenden Worte der Gattin jenen Landleuten, mit welchen die Gräfin sprach, obgleich sich der Verblendete schon schämte, solche Gefühle bemerkbar werden zu lassen.

Der Graf gab sich nun vielfältig der Jagd hin, dem Vergnügen, welches auf dem Lande das vorzüglichste müßiger Ca-

valiere bleibt. Eduards täglicher Beglei-
ter im Forste war einer seiner ältesten Die-
ner, der Jäger Roderich, den er einst,
auf Reisen schon, stets um sich gehabt hatte.

Er war ein bösartiger verschmitzter Bursche
dieser Roderich, früher häufig der Ver-
traute seines Herrn bei dessen galanten Aben-
theuern; — doch seit sich der Graf vermählt hatte,
sah sich jener Diener von ihm wenig mehr
beachtet und beinahe gänzlich vergessen.
Schon aus diesem Grund grollte der selbst-
süchtige Bösewicht der jungen Gattin seines
Gebiethers, aber seitdem den Jäger die Grä-
fin auf einer nichtswürdigen Lüge ertappt
und denselben hart angelassen hatte, beschloß
der Schurke sich zu rächen, wohl wissend, es
vermöge auch ein schlechter Wurm den köst-
lichen edlen Hermelin zu benagen.

Der Graf hatte einst zufällig eine hochher-
zige und sehr wohlthätige Handlung entdeckt,
welche die Gattin an einer, ohne ihr Verschul-

den herabgekommenen Bauernfamilie in einem zur Gesammtherrschaft gehörigen Dörfchen ausgeübt hatte und mit Roderichen durch den Wald schlendernd, hub er an enthusiastisch das Lob der Gattin zu verkünden.

Der Jäger schwieg, doch ein sardanisches Lächeln umschwebte seinen unfeinen Mund. Der Graf bemerkte es, und erboßt rief er aus: Bursche! Du lachst wie der leibhaftige Teufel selbst — kannst du es leugnen, ist meine Gattin nicht die reinste und edelste der Frauen? —

Eure hochgräflichen Gnaden, erwiederte der Kerl kriechend, wissen längst, wie ich von dem Frauen-Geschlechte im allgemeinen denke, aber allen Respekt vor unserer gnädigen Gräfin; sie ist über jeden Schein erhaben und fest bin ich überzeugt, daß es mit den Besuchen, die sie zuweilen von einem jungen Offizier der reitenden Garde aus der Residenz empfängt, nichts Verfängliches auf sich haben kann; viel-

leicht ein weitläufiger Verwandter, oder etwa —

Der Jäger schwieg, denn der Graf stand plötzlich wie angewurzelt an der Erde, erbleichend und bebend — dann aber riess er die Büchse von der Schulter; ergrimmt wollte er dem verläumderischen Buben sogleich die Kugel durch das schwarze Herz jagen, doch schon im nächsten Augenblicke besann er sich anders; — der Verdacht, der Gedanke der Möglichkeit erkeimten in seiner Brust.

Eine lange Pause erfolgte, dann rief der Graf fürchterlich: Kerl! so du mir deine Behauptung beweisen kannst, will ich dir königlich lohnen, wo nicht, wehe dir, dann zittere vor meiner Rache.

Mit diesen Worten schritt Eduard hastig und wild bewegt tiefer in den Wald hinein, ruhig folgte ihm sein Jäger; gelassen hub dieser nun an zu berichten, wie er schon einigemale, als der Graf sich allein Abends auf dem An=

stande befunden, einen jungen Offizier bemerkt, der sein Pferd an einer alten Eiche, im Gebüsche hinter dem Schloßgarten, angebunden habe und von der treuen Zofe der Gräfin bereits erwartet, zu dieser geführt worden sey, und dieselbe erst wieder nach Verlauf einer langen Stunde verlassen habe.

Der Graf ließ sich die Gestalt und die Physiognomie des jungen Offiziers von Roderichen näher beschreiben, und glaubte nun aus dieser Beschreibung ganz deutlich den Garde-dü-Corps-Lieutenant v. Schmiechen zu erkennen. Gerade dieser Offizier aber war es gewesen, welcher in der Residenz Eduards Eifersucht am meisten erregt hatte, denn Schmiechen hatte auf Bällen und in Assembleen immer stets am ängstlichsten gesucht an Elisen zu kommen, und mit keinem andern Herrn hatte die Gräfin sich je, länger, öfter, und inniger unterhalten als mit jenem Lieutenant gerade.

Nun erst erwachten mit einemmale in ihrer ganzen furchtbaren Macht die entsetzlichen Furien der Eifersucht in Eduards Busen: So wäre es also dennoch möglich, — rief er wieder zornentbrannt aus — wäre Weibertreue hienieden wirklich nur Chimäre, und dieses scheinbare Heiligenbild ebenfalls nichts anders als eine betrügerische Buhlerin, aber wehe ihr und mir, wenn es so ist — ruhig will ich prüfen, volle Ueberzeugung soll mir werden, aber dann, dann — bade ich, so wahr ein Gott über mir lebt, dann bade ich diese Hände in dem geilen verrätherischen Blute der Metze.

Der schlaue Roderich wußte es über seinen Herrn zu gewinnen, daß dieser versprach den eigenen schweren Argwohn vorerst sorgsam der Gattin zu verbergen, doch damit wollte es dem Grafen nicht gelingen. Er begegnete der Gräfin eisig kalt, suchte ihre Gesellschaft zu vermeiden und schützte Unpäßlich-

keit vor; die arme Elise konnte den Gatten nicht begreifen, sie trauerte und duldete schweigend, von der Zeit des Räthsels Auflösung erwartend.

Der Graf gieng von nun an regelmäßig und täglich auf den Anstand, nur des Scheines halber, indem er sich sogleich auf einem Umwege in jenes Gebüsch hinterm Schloßgarten stahl, wo der Offizier aus der Residenz sein Pferd an einer alten Eiche anzubinden pflegen sollte.

In einem dichten Verstecke, von allen Qualen der Eifersucht gefoltert, harrte der unglückliche Eduard hier zwei Abende vergebens, doch als am dritten kaum der Mond anfgegangen war, erschien der Gräfin Zofe im Gebüsche, neugierig sich allerwärts umsehend; bald darauf ließ sich Pferdegetrapp vernehmen, — ein junger Offizier sprengte heran und o Himmel! der Graf erkannte aus seinem Verstecke in dem Angekommenen,

in des Mondes hellem Scheine, ganz deutlich den Lieutenant v. Schmiechen.

Der Offizier stieg vom Pferde, band dasselbe an der Eiche fest, flüsterte mit der Gräfin Zofe und wanderte mit derselben sofort dem Schlosse zu; alles geschah aufs genaueste so, wie es Roderich vorher verkündet hatte.

Vor Wuth schäumend und nach Rache dürstend vermochte der Graf nicht länger sich in seinem Verstecke zu halten, auch er schliech sich nun in die Burg.

Ein langer Corridor führte zu den Gemächern der Gräfin. Auf diesem Corridor traf Eduard seiner Gattin Zofe; das Mädchen erschrack heftig, als sie des Gebiethers ansichtig wurde, und wollte nach den Gemächern ihrer Herrin eilen, allein mit starkem Arme erfaßte der Graf die Dienerin, indem er ihr in's Ohr flüsterte: Unselige Kupplerin! wenn du nur den leisesten Versuch wagst, dich von der Stelle zu bewegen,

oder einen Laut von dir zu geben, so bist du sogleich des Todes. — Die Zofe erbebte und war nicht im Stande eine Sylbe vorzubringen, der Graf stieß sie bei Seite und schlich nun unaufgehalten auf den Zehen nach der Thüre, welche das Closet seiner Gattin verschloß.

Eduard legte das Ohr an die Thüre, er hörte drinnen leise flüstern; ein Lichtstrahl drang durch das Schlüsselloch, — der Graf vermochte durch dasselbe das Innere des Gemaches zu übersehen, o Gott! was mußte er erblicken — Elise lag wonnetrunken in des jungen Offiziers Armen; linde Seufzer der Wollust vernahm der unglückliche Graf.

So waren denn alle Zweifel entschwunden; Eduards Schmach schien entschieden. Nicht mehr seiner mächtig riß er den Hirschfänger aus der Scheide; ein heftiger Stoß öffnete die Thüre des Closets, der erzürnte Gatte stürzte in's Gemach, das in seliger Umarmung gelegne Paar fuhr erschrocken auseinander.

Eduard zückte den Stahl ge'n Elisens Brust: Niederträchtige Buhlerin! rief er aus, empfange deinen Lohn! — das Eisen fuhr in der Gräfin lilienweißen Busen; mit einem dumpfen Schrei sank die unglückliche Dame leblos zu Boden.

Die blutige That gab dem jungen Offizier seine Besinnung, allein in entsetzlicher Wuth riß nun auch er seinen blanken Pallasch aus der Scheide und indem er heftig schrie: Vertheidige dich, ruchloser Mörder! drang er wie ein Rasender auf den Grafen ein.

Ein heftiges hartnäckiges Gefecht erfolgte. Eduard parirte die häufigen Stöße des Offiziers, aber jener hatte einen schweren Stand gegen diesen, denn das kurze Jagdmesser war keine zweckmäßige Waffe gegen den langen Pallasch, auch schien der Lieutenant dem Grafen an Stärke, Kunstfertigkeit und Besonnenheit bei weitem überlegen zu seyn. Plötzlich fuhr die Spitze des Pallasches in Eduards

Brust und röchelnd stürzte dieser über Elisens Leiche hin.

Noch einen Blick warf der Offizier auf die grauliche Gruppe, ein kalter Schauder ergriff ihn; schleunigst floh er aus der Burg in's nahe Gebüsch, warf sich auf sein Pferd und sprengte mit verhängten Zügeln von dannen.

Der Zofe Wehegeschrei rief den Verwalter, den Capellan und die sämmtliche Dienerschaft des Schloßes herbei. Entsetzen ergriff alle, als sie ihre beide geliebte Herrschaften, blutige Leichen, an den Dielen liegend, erblickten. Die Zofe erzählte mit bebender Zunge und der Zusammenhang des furchtbaren Ereignisses ließ sich nun freilich leicht entnehmen. Der Schloßcapellan, der Wundarznei-Wissenschaft kundig, untersuchte die Wunden des gräflichen Paares und erklärte sie für tödlich. Eduards und Elisens Herzenspulse stockten, die Körper erkalteten allmählig; zwar verband der Priester mit ungemeiner Sorgfalt die klaf-

fenden Wunden, aber alle anderweitigen Wiederbelebungsversuche blieben fruchtlos.

* * *

Als sich die gesammte gräfliche Dienerschaft vom ersten Schreck nur einigermaßen wieder erholt hatte, wurde Raths gepflogen, was nun zu unternehmen.

Eduard war der letzte der Grafen von Tr**t*lf**gen gewesen; da er ohne eheliche Leibeserben gestorben, so fielen nach des Landes Gesetzen und den gerichtlich vorhandenen Familienpakten, sämmtliche Güter und weitläufigen Lehen an eine Seitenlinie, deren Stammhalter, dermalen ein Freiherr Curt v. Tr**t*lf**gen, als ein ziemlich lockerer und verschuldeter Zeisig bekannt war, und sich in der von der Burg fünf Meilen entfernten Residenz, beim fürstlichen Hofe als Jagdjunker angestellt, aufhielt.

Man beschloß durch einen Eilbothen den Freiherrn Curt von den sich auf der Burg

Tr**t*lf**gen ergebenen höchst traurigen Ereignissen und der dadurch ihm zugefallenen wichtigen Erbschaft sogleich unterrichten zu lassen, und der Verwalter selbst übernahm dieses dringende Geschäft. Der gute ehrliche Mann zog einen der schnellsten Klepper aus den gräflichen Stallungen, warf sich auf denselben und eilte dermaßen, daß er bereits zwei Stunden nach Mitternacht in der Residenz eintraf.

In des Jagdjunkers Wohnung fand der Verwalter lediglich dessen schlaftrunkenen Bedienten bei einem niedergebrannten Lichte, welcher, sich mühesam ermunternd, berichtete, es werde sich sein Herr wahrscheinlich noch in einem gewissen Spielhause befinden, in welchem er seiner Nächte größten Theil zuzubringen pflege.

Der Verwalter verfügte sich hierauf sogleich nach dem bezeichneten Orte, wo er auch in der That seinen Mann traf. Der Junker

saß, tollkühn pointirend, an einer Farobank und fluchte laut seinem Mißgeschicke, denn ansehnlich war bereits sein Verlust.

Nur mit Mühe gelang es dem alten Verwalter den Baron vom Spieltische wegzuziehen, doch nur kaum hatte dieser den Bericht des Eilbothen vernommen, so kehrte er auch sogleich wieder an den grünen Tisch zurück, indem er seinen Genossen zurief: Glück auf, Brüder! das Schicksal hat zu meinen Gunsten indessen eine Bank gesprengt, gegen welche dieses Goldhäuflein hier nur eine Erbärmlichkeit ist. Denkt einmal, meinen fantastischen Vetter, den Grafen v. Tr**t*lf**gen, hat nebst seinem Weibe auf eine höchst seltsame Weise plötzlich der Teufel geholt; er starb kinderlos, und ich bin und bleibe nun rechtmäßiger Erb=, Lehn= und Gerichtsherr aller ansehnlichen Tr**t*lf**genschen Besitzungen. Juheisa! auf Carreau As — Va banque!" —

Staunend horchte der Verwalter; ihn empörte die Verworfenheit des neuen Gebiethers. Der Banquier, von des unglücklichen Pointeurs plötzlichem Lebensglückswechsel überrascht, hatte indessen angefangen abzuziehen, doch mit bebender Lippe sprach jener nun: „Gagne", denn auch im Kartenspiel hatte sich Fortuna plötzlich für den Jagdjunker entschieden, lachend striech er die gewonnene Bank ein, befahl mehrere Chaisen mit den raschesten Postpferden zu bespannen, warf sich mit mehrern Genossen seines Gelichters, die er eingeladen, in die Wagen und die Postillione, durch reichliche Trinkgelder gewonnen, jagten mit der saubern Caravane, über Stock und Stein, der alten Burg Tr**t*lf**gen zu; langsamer und seufzend folgte der Verwalter auf seinem bereits ermüdeten Klepper.

Der Tag war ohnlängst angebrochen, als die Gesellschaft das Schloß erreichte.

Curts erster Befehl im erworbenen Besitz-thume ergieng an den Kellnermeister, dem er hieß, die köstlichsten, ältesten und edelsten Weine aus den gräflichen Kellern zu kreden-zen, dann erhielt der Koch das strenge Ge-both, sobald nur immer möglich, ein erkleck-liches Gabelfrühstück zu serviren.

Bald war die lange Tafel im Speisezim-mer mit Flaschenbatterien besetzt, man leerte auf des glücklichen Curts Wohlseyn fleißig die Becher und dieser, um seine Gesellschaft, bis das Gabelfrühstück bereitet, zu unterhal-ten, legte in dem Trauerhause indessen ein Faro-Bänkchen auf.

Endlich wurde das Frühstück servirt und nachdem es eingenommen war, sehnte sich die trunkene Gesellschaft, welche sammt und son-ders die Nacht durchschwärmt hatte, nach ei-nigen Stunden Schlafes. Der Jagdjunker befahl dem Hausmeister die Gastzimmer auf-zuschließen, und seine mitgebrachten Freunde

aufs Beste unterzubringen, er selbst aber verfügte sich nun in das Gemach, wo des unglücklichen gräflichen Ehepaars Leichen lagen.

Nachdem der Baron einen flüchtigen Blick auf die traurigen Ueberreste seiner Verwandten geworfen, ertheilte er den höchst überraschenden Befehl, dieselben sogleich in der Familiengruft der Schloßcapelle beizusetzen.

Alle Anwesenden erschracken; der Capellan und der unterdessen wieder eingetroffene Verwalter wagten Gegenvorstellungen. Sie machten darauf aufmerksam, daß die Hochseligen doch seit wenigen Stunden nur erst erkaltet, daß man in dieser kurzen Zeit noch nicht einmal die geringsten Anstalten zu dem herkömmlichen feierlichen Leichenbegängnisse habe treffen können, ja daß man selbst in der ersten Bestürzung vergessen habe, Särge zu bestellen

Wilder Jähzorn röthete die vom vielen ge-

nossenen Wein ohnehin erhitzten Wangen des Jagdjunkers noch höher: Gesindel! schrie der übermüthige Glückspilz, und Ihr wagt es, mir zu widersprechen? — Todte gehören nicht unter Lebende, Ihr befolgt auf der Stelle meine Befehle; wenn ich erwache und die Leichen sind nicht in der Familiengruft bereits beigesetzt, so jage ich Euch, mein Ehrenwort verpfände ich, sogleich sammt und sonders aus den Thoren der Burg — zum Teufel. Der Isegrimm sprachs, taumelte nach seinem Gemache, und sank, vom Spiele und Weingenusse ganz erschöpft, in den weichen Flaum.

Was sollte das Burggesinde beginnen? — dieser tolle Jagdjunker war nun einmal sein unumschränkter Gebiether; den guten, bisher so ruhigen Dienst trug Niemand Lust plötzlich zu verlieren; seufzend beschloß man, sich dem Willen des neuen Herrn zu fügen.

Die gräflichen Leichen wurden nach der

Schloßcapelle gebracht, daselbst von dem Capellane eingesegnet und sofort in aller Stille, lediglich von der weinenden Dienerschaft begleitet, in der tiefen unterirdischen Familiengruft der Grafen v. Tr**t*lf**gen auf Holzschragen insolange beigesetzt, bis die prächtigen zinnernen Särge, welche der Erbe doch hoffentlich fertigen lassen dürfte, herbeigeschafft seyn würden.

* * *

Bevor wir nun der Erzählung Gang weiter verfolgen, sehen wir uns, zu des Lesers Gunsten, genöthiget, in gedrängter Kürze die Lokalität der alten Familiengruft, von welcher hier die Rede, näher zu beleuchten.

Die Burg der Grafen v. Tr**t*lf**gen rühmte sich eines hohen Alters; sie stand auf der Spitze eines ungeheuern und beinahe unergründlichen Felsens, seit der Heermeister Zeiten schon.

Im Erdgeschoße des altergrauen Gebäu-

des befand sich die Schloßcapelle und in derselben, hinter dem hohen Altare, erblickte man eine schwere eiserne Fallthüre. Hob man diese Fallthüre in die Höhe, so gelangte man auf einer ziemlich breiten in den Granit gehauenen Wendeltreppe, welche aus nicht minder dann zweihundert sieben und siebenzig Stufen bestand, in den tiefen Abgrund jener ungeheuren Felsenmasse.

Von der letzten Stufe erwähnter Wendel-Treppe trat man auf eine zweite noch ungemein schwerere eiserne Fallthüre, welche ein fester Querriegel verschlossen hielt. Hatte man auch diese zweite Fallthüre mühesam in die Höhe gehoben, so erreichte man eine kleinere Stiege, welche endlich unmittelbar in die eigentliche Familiengruft führte.

Diese Gruft, eine hohe Felsenhalle, hatte die Form eines Achteckes; an einer Seite desselben stand ein kleiner Altar, mit einem braven Gemälde, Christi Auferstehung dar-

stellend; dem Altare gegenüber befand sich die Stiege unter der Fallthüre und an allen übrigen Seiten standen die Särge, welche die Ueberreste vieler Grafen und Gräfinnen v. Tr**t*lf**gen aufbewahrten, seit mehrern Jahrhunderten hier aufgeschichtet:

Da lagen sie, die stolzen Grafentrümmer,
Eh'mals die Zierden ihrer Welt!
Da lagen sie, nun nicht einmal vom Schimmer
Des blassen Tags erhellt!

Die alten Särge leuchten in der dunkeln
Verwesungsgruft, wie faules Holz;
Wie matt die großen Silberschilde funkeln!
Der Grafen letzter Stolz.

Entsetzen packt den Wandrer hier am Haare,
Geußt Schauer über seine Haut;
Wo Eitelkeit, gelehnt an eine Bahre,
Aus hohlen Augen schaut.

Wie fürchterlich ist hier des Nachhalls Stimme!
Ein Zehentritt stört seine Ruh.
Kein Wetter Gottes spricht mit lauterm Grimme:
O Mensch! wie klein bist du! —

In Mitte der schauerlichen Todtenhalle hieng in eisernen Ketten eine grosse Lampe; sie wurde nur bei Leichenbeisetzungen reichlich mit Oel versehen und entzündet, worauf man sie denn solange brennen ließ, bis sie von selber erlosch; also war es auch bei der gegenwärtigen Beisetzung gehalten worden.

Am frühen Morgen waren Eduards und Elisens Hüllen zu dem Staube der Ahnen in die Gruft getragen und diese sorgfältigst wieder verschlossen worden.

Die Leichen ruheten, wie bereits erwähnt worden, auf hölzernen Schragen und waren mit leinenen grossen Tüchern allein nur bedeckt.

In der Oberwelt gieng die Sonne bereits schlafen; in der tiefen unterirdischen Familiengruft waltete die furchtbare Stille des Grabes, da hub plötzlich Eduards Herz auf's Neue, anfangs ganz leise, dann immer kräftiger an, zu schlagen, der unglückliche Scheintodte erwachte zu einem ent=

setzlichen Daseyn. Mechanisch warfen des Grafen Arme das Leichentuch, welches ihn verhüllte, auseinander; jetzt schlug er die Augen auf. Matt erleuchtete die brennende Lampe die weite Todtenhalle, Eduard starrte, noch halb bewußtlos, vor sich hin, doch allmählig kehrte seine ganze Besonnenheit wieder; er fieng an den Ort zu erkennen, wo er sich befand, er erinnerte sich der schrecklichen Vorfälle des vergangenen Abends; die Wunde in seiner Brust schmerzte und mit einemmale wurde ihm das Entsetzliche seiner nunmehrigen Lage ganz und gar klar. Allmächtiger Gott! rief der Unglückliche schaudernd aus, ich bin ein großer Sünder, aber habe ich wohl solche Strafe verdient, die schrecklichste der Hölle, sie kann nicht schrecklicher seyn!

Unwillkührlich fielen des Grafen Blicke nun auf die eiserne Fallthüre, zu welcher aus der Todtenhalle eine Treppe führte. Be-

kanntlich greift der Schiffbrüchige, in des Meeres ungestüme Fluth hinausgeworfen, selbst nach dem kleinsten Strohhalme noch, von ihm Rettung erwartend, und dieser war des armen Eduards Fall. Des Todes Angst verlieh seinem erschöpften Körper neue Kraft; er raffte sich zusammen, taumelte von seinem Schragen auf und wankte die Treppe hinan. Mit der Verzweiflung ganzer Stärke stemmte sich der Graf mit dem Rücken an die eiserne Thüre, aber ach sie regte sich nicht, jene ungeheuren Querriegel hielten sie in ihren Angeln fest.

Durch die gewaltsame Anstrengung hatte sich der Verband von des Grafen wenig verharschten Brustwunde gelöst; heiße Blutstropfen rieselten aus derselben. Der Unglückliche wurde davon nichts gewahr; er taumelte die Treppe hinab, zurück in die schauerliche Gruft, und setzte sich ermattet auf den Sarg einer seiner Ahnen, in dumpfer Ver-

zweiflung den Tod, den wohlthätigen, zum zweitenmale erwartend. —

Horch — jetzt ertönte durch die feierliche Stille der Gruft ein dumpfer Seufzer von der andern Seite her. Für einen Mann in des Grafen Lage giebt es keine neuen Schrecken; er richtete sich ein wenig auf, unwillkührlich nach jener Stelle hinstarrend, von welcher her der Schall gekommen war. Jetzt erst erblickte Eduard jenen zweiten Schragen, auf welchem der Gattin bedeckte irdische Hülle ausgestreckt lag. — Ein zweiter Seufzer ließ sich deutlicher als der erste vernehmen; der Graf wankte zu dem Schragen hin, mit zitternden Händen zog er das Tuch von der Leiche — da ruhte Elise, auch im Tode noch anmuthig und rührend schön. Die kastanienbraunen Haare der Gräfin lagen gescheitelt über der hohen reinen Stirne, die Augen waren geschlossen, schmerzhaft sanft schien der kleine Mund zu lächeln. In ein

schneeweißes Gewand war Elise gekleidet; ein Blumenkranz umflocht das Haupt, in den runden kleinen Händen ruhete ein Crucifix. Der Dame keuscher Busen fieng jetzt an sich zu heben, noch ein Moment — dann schlug auch sie die blauen Augen auf, indem sie lispelnd fragte: Wo bin ich?

Unselige! rief der Graf, du befindest dich in der unterirdischen Familiengruft meiner Ahnen, als scheintodt sind wir beide lebendig begraben; ein zweiter, der denkbar schrecklichste Tod wartet unser.

Die Gräfin schauderte, Thränen füllten ihre Augen, doch dann sich bald genug fassend, führte sie das Bild des Gekreuzigten an die zarten blassen Lippen und sprach in frommer Ergebung: O mein Herr und Gott! wenn auch unerforschlich, so ist doch stets weise dein Gericht — dir empfehle ich meine arme Seele.

Ob dieser Geistesstärke und heroischen Re-

signation der Gattin war der Graf erstaunt: Buhlerin! rief er aus, woher nimmst du diese Erstarkung der Seele, woher diese Ruhe in der furchtbaresten Lage?

Sanft erwiederte Elise: Mein Eduard! ein entsetzlicher Wahn hat dich verblendet, doch nicht dich, mich selbsten klage ich an, ich kannte dich und deine Leidenschaft — ich durfte nicht, und kein Weib darf vor dem Gatten ein Geheimniß haben, und wenn es das unschuldigste auch wäre. — Doch was sehe ich — so unterbrach sich hier die Gräfin selbst — du blutest aus einer Brustwunde, mein Gemahl! o Himmel! nun wird mir alles klar; mein unseliger Bruder hat auch dich niedergestoßen, auch du fielst in eine dem Tode ähnliche Agonie, und so geriethen wir lebend in's Grab.

Wie, fragte voll Erstaunen Eduard, der Offizier, dein Bruder? — bist du frech genug, mich in dieser schrecklichen Lage, an

dem schaudervollen letzten Rande des Grabes noch äffen zu wollen? —

Mit Würde sprach hierauf Elise: Graf! hier auf das heilige Bild des Gekreuzigten, bei dem allmächtigen Gott, vor dessen Richterstuhle wir nach wenigen Stunden stehen werden, schwöre ich, wahrer als das Bekenntniß, welches ich dir abzulegen im Begriffe stehe, kann Gottes Wort selbst nimmermehr seyn; höre mich: — Meine selige Mutter begleitete als junges siebenzehnjähriges Mädchen vor ungefähr fünf und zwanzig Jahren eine alte gichtbrüchige Tante nach einer der berühmtesten deutschen Heilquellen; die kranke Tante vermochte wenig die Niece zu bewachen, und wollte das Lebensfrohe muntere Mädchen dennoch nicht den gewöhnlichen Erheiterungen und Vergnügen des Bades entziehen; das unerfahrene Fräulein wurde der Aufsicht einer Freundin der Tante, einer alternden lockern Kokette anvertraut, machte auf ei-

nem Balle die Bekanntschaft eines fremden liebenswürdigen Abentheurers, war schwach und fiel. Der Verführer verschwand und meine Mutter reiste mit der alten Tante bald darauf auch nach Hause zurück, doch nach einigen Wochen, machte die Unglückliche die Endeckung, daß ihr zu vertrauter Umgang mit dem Fremden nicht ohne Folgen geblieben. Die Unglückliche war in Verzweiflung, und vertraute sich endlich, in ihres Herzens Angst, der alten Tante; diese erschrack heftig, denn mit Recht mußte sie die bittersten Vorwürfe erwarten; was war zu thun? — die Tante entschloß sich zu einer zweiten Reise und bath sich auf dieselbe neuerdings die Begleitung meiner Mutter von deren Eltern aus; nur ungerne willigten diese endlich ein. Im Auslande gebar meine Mutter einen holden Knaben; er erhielt den Namen seines Vaters, Carl v. Schmiechen. Gesünder und reizender als je kehrte meine Mutter nach Verlauf einiger

Monate mit der alten Tante wieder in die Heimath zurück; Niemand ahndete das Vorgefallene und einige Jahre später wurde meine Mutter mit meinem Vater vermählt; ich selbst blieb die einzige Frucht dieser Ehe. Indessen wuchs Carl v. Schmiechen frisch und gesund heran, meine Mutter unterhielt mit den Pflegeeltern ihres natürlichen Sohnes einen geheimen Briefwechsel und bestritt mit ihrem ansehnlichen Nadelgelde die Kosten seiner sorgfältigen Erziehung; zum Jünglinge heranreifend trat Carl als Cadet in unser Heer, in welchem er bald darauf zum Offizier vorrückte. Mein Vater war gestorben, und ihm folgte meine Mutter zwei Jahre später in's Grab. Sie war zu gewissenhaft gewesen, mir, ihrem rechtmäßigen einzigen Kinde, zu Gunsten ihres natürlichen Sohnes, eine bedeutsame Summe zu entziehen, allein auf ihrem Todbette entdeckte sie mir das Geheimniß, welches ich treu zu bewahren versprach; an

diesem Todbette nun erblickte ich meinen Halbbruder, den Lieutenant, zum erstenmale, wir reichten uns gerührt die Hände, ich versprach ihm, die Schmach seiner Geburt bis in's Grab zu verschweigen, doch mein Eid ist nun gelöst, denn ich liege jetzt im Grabe — genug! Carl und ich gelobeten uns geschwisterliche Liebe, meine arme Mutter lächelte gerührt und verschied. Zartfühlend wies mein Bruder jede Unterstützung, welche ich ihm anboth, zurück; er lebte fortan lediglich von seiner Gage, allein mit seltener zärtlich brüderlicher Liebe blieb er mir zugethan. Um das Geheimniß zu bewahren, die Ehre meiner Mutter auch im Grabe noch zu schonen und andern boshaften Mißdeutungen zu entgehen — sahen wir uns zuweilen in Geheim; Carl setzte diese geheimen Besuche, wie ich auch ihn ängstlich warnen mochte, selbst noch fort, als ich mich schon als Gattin auf deiner Burg befand. Dieses unselige Beginnen —

Die Gräfin sank hier plötzlich, von dem vielen Reden und der Uebergewalt ihrer Gefühle gänzlich erschöpft, ohnmächtig zurück auf den Todtenschragen, doch schon war der Graf vollkommen von der Unschuld der Gattin überzeugt und seine Verzweiflung erreichte ihren höchsten Grad: Ungeheuer! — rief er sich selbst zu, indem er den ohnehin lockern Verband nun gänzlich von seiner Wunde riß — Ungeheuer! was hast du gethan? — diesen reinen Engel ermordet! Allmächtiger! ich vermag diese Leiden nicht mehr zu tragen, sende deine strafende Blitze in diese unterirdische Gruft, vernichte mich, den elendesten aller Sterblichen. — Der unglückliche Eduard war ganz ausser sich; in fürchterlicher Art äußerte sich des Mannes Schmerz; er zerraufte die eigenen Locken und sein Brüllen, schrecklich in den Felsenhallen wiederhallend, glich jenem des gefangenen kräftigen Leuen; nachdem der Graf lange gegen sich gewü=

thet, sank endlich auch er wieder, gänzlich erschöpft, darnieder auf einen der zunächststehenden Särge.

* * *

Oben auf der Erde war die Nacht bereits herein gebrochen; Eduard lag in seiner Gruft nun ganz stille, der Fluß des Blutes aus seiner Wunde stockte zwar von selber, allein Fieberfrost schüttelte seine Glieder; der eigentliche Tod schien nahen und des Unglücklichen schwere Leiden enden zu wollen.

Plötzlich weckte ein neues, anfänglich nur fernes Geräusch den Grafen aus halber Bewußtlosigkeit, in welche er versunken war. Das Geräusch kam allmählig näher und bald glaubte Eduard, es rühre von Fußtritten her, welche Herniedersteigende auf der langen Felsentreppe vernehmen ließen.

Des Grafen Herz hub an wieder schneller zu schlagen, die Hoffnung gab ihm neue

Kraft, er erhob sich, indem er dachte: vielleicht kömmt man, um nach den vermeintlichen Leichen zu sehen, und dann sind wir gerettet, und mit diesem Gedanken trat er unwillkührlich hinter eine Sarg-Reihe, welche ihn den Augen der Nahenden verbergen mußte.

Jetzt wurden die Querriegel von der zweiten Fallthüre weggeschoben, das Geräusch, welches hiedurch verursacht wurde, klang harmonischer in des Grafen Ohren, als jemals das gelungenste Konzert; noch eiliger schlugen seine Pulse; der Odem stockte.

An der Hand einer reizenden achtzehnjährigen Blondine stieg ein schöner schlanker Jüngling in Husaren-Montur auf der kleinen Treppe in die Familiengruft nieder.

Der Graf erkannte in dem Mädchen sogleich Hannchen des Küsters Tochter und in dem Jünglinge Friederichen Müller eines Bauern Sohn aus dem Dorfe, der als

Husar bei der Garnison in der fürstlichen Residenz diente.

Hannchen hatte den großen Schlüsselbund ihres Vaters anhängen, trug in der Rechten eine hell leuchtende Blendlaterne, in der Linken aber ein mit Lebensmitteln erfülltes Körbchen.

Als das Pärchen gänzlich hernieder gestiegen war, hub Hannchen mit bebender Stimme an: Aber Unglücklicher! du warst doch sonsten kein Raufbold, sage mir nur, wie du dich plötzlich so sehr vergessen konntest? —

Schau Hannchen! — erwiederte der Husar — mein Wachtmeister ist ein jähzorniger, leidenschaftlicher, ja selbst ein böser Mann. Du weißt, meine Eltern sind arm, sehr arm, ich mußte von der Löhnung leben, und wenn ich zuweilen auf etliche Tage nach Hause in Urlaub gehen durfte, so konnte ich der Frau Wachtmeisterin keine Geschenke an

Schmalz, Flachs, Geflügel u. dgl. mitbringen, wie wohl die meisten meiner Cameraden zu thun pflegten, allein dieses verdroß die Frau Wachtmeisterin und noch mehr den Herrn Wachtmeister; er wurde mir gram und chikanirte mich bei jeder Gelegenheit auf die ungerechteste Weise. Ich duldete lange, allein heute frühe beschuldigte mich der Wachtmeister eines Dienstfehlers, den ich nicht begangen hatte, und als ich mich mit bescheidenen Worten vertheidigen wollte, schlug mich der Barbar mit einemmale in's Gesicht. Schau Hannchen! ich bin nur ein gemeiner Husar, aber wehe dem, der, mich beschimpfend, meine Ehre verletzt. Der Zorn übermannte mich, wie der Blitz flog mein Säbel aus der Scheide; auch der wilde Wachtmeister zog vom Leder, wir geriethen hart aneinander, aber schwapp! da saß mein Hieb fest in des Wachtmeisters dickem Kopfe, und wie ein Ochse brüllend stürzte er zu Boden. Ich entkam

glücklich durch die Flucht, aber Hannchen! — also endete der junge Husar seine Erzählung — wenn sie mich erwischen, so stellen sie mich vor ein Kriegsgericht, und schießen mich, so wahr ich lebe, vor den Kopf, denn du mußt nur wissen, mit der Subordination nehmen sie es beim Militär verdammt streng; damit ist nicht zu spassen.

Nun was das Erwischen betrifft, versetzte die Blondine, damit hat es gute Wege; es war gewiß ein guter Gedanke von mir, dich in der gräflichen Familiengruft zu verbergen, denn wenn sie dir auch nachsetzen und dich unten im Dorfe in jedem Winkelchen suchen, hier vermuthet sicher Niemand dich zu finden. — Zwar — fuhr das Mädchen redend fort — ist das Gewölbe freilich ein etwas graulicher Aufenthalt; noch diesen Morgen haben sie den ermordeten Grafen und die unglückliche Gräfin Elise hier beigesetzt;

blicke nur da hinüber Fritz, dort liegen sie auf hölzernen Todtenschragen. —

Hannchen ließ bei diesen Worten den hellen Schimmer ihrer Blendlaterne nach der bezeichneten Stelle hinfallen, aber plötzlich verstummte sie nun. Das Mädchen hub an heftig zu zittern, es erbleichte und mit dem Ausrufe: Jesus! Maria! — stürzte es ohnmächtig zu Boden.

Wir glauben, daß selbst vorurtheilsfreieren Menschen als jene sind, unter deren Classe Hannchen und Fritz gehörten, ein solcher Anblick, als wie er sich jetzt dem Pärchen darstellte, alle Fassung, an diesem Orte, geraubt haben würde, denn als die Blondine, um den Geliebten auf die Todtenschragen aufmerksam zu machen, mit ihrer Laterne die Gruft beleuchtete, stand plötzlich Graf Eduard vor ihnen.

Der Graf war als Leiche von dem Burggesinde in das Costüme eines hohen Ritter=

ordens gekleidet worden, dessen Commandeur er sich bei Lebzeiten genannt hatte. Der Schnitt des durchaus schwarzen Gewandes war alterthümlich; seine Schultern umfloß ebenfalls ein schwarzer weiter Mantel und auf der Brust, aus welcher nun wieder einzelne Blutstropfen quollen, funkelten an einer schweren güldenen Kette die Insignien des Ritterordens; — Eduards Gesichtsfarbe glich jener des Todes. Die ohnehin hohe und majestätische Gestalt des Grafen wurde durch das fremdartige Costüme und durch die magische Beleuchtung, in welcher er stand, noch mehr hervorgehoben und die Erscheinung verblüffte selbst den sonst sehr muthigen ja selbst tollkühnen jungen Husaren dermaßen, daß er bebend und ganz verwirrt stammelte:

„Alle gute Geister loben Gott den Herrn,
Herr Geist! hochgräfliche Gnaden was ist Ihr
Begehren?“

Ich bin kein Geist, lieber Fritz! erwiederte Eduard, indem er näher trat und dem erstaunten Jünglinge mit wenigen Worten seine schreckliche Lage entdeckte und ihn zur Hülfeleistung aufforderte.

Nur der erste Schreck hatte Hannchen zu Boden geworfen, allein es kam schnell wieder zu sich, und als es, ober sich, den Geist ganz vernünftig und rein menschlich sprechen hörte, und selbst die Kunde vernahm, es sey auch die geliebte Gräfin Elise nur scheintodt, sprang das Mädchen sogleich wieder, frisch wie ein Hecht, in die Höhe.

Fritz beschäftigte sich nun, vorerst den Verband an der Wunde des Grafen wieder in Ordnung zu bringen, Hannchen aber eilte zu der noch immer ohnmächtigen Gräfin. Glücklicherweise befand sich bei dem Mundvorrathe, welchen das Mädchen für seinen Husaren mit in die Familiengruft gebracht hatte, auch eine Flasche guten Weines. Mit

dem geistigen Fluidum bestriech Hannchen nun Stirne und Schläfen der ohnmächtigen Dame und flößte derselben auch einen Löffel voll durch den Mund ein, dann preßte das Mädchen seine wonniglichen heiße Sammtlippen auf die kalten der Gräfin, indem es derselben seinen aromatischen, jungfräulichen und lebenswarmen Odem einhauchte, indessen Hannchens glühende Händchen zu gleicher Zeit Elisens schöne aber nun eiskalte Brüste erwärmten.

Die Bemühungen der kleinen freundlichen Blondine blieben nicht lange fruchtlos; bald fühlte Hannchen unter seinen Händchen der Gräfin Herz wieder schlagen; jetzt öffnete Elise die schönen Augen; mit einem leisen Seufzer war sie erwacht zum neuen Leben.

Nachdem man die Gräfin von der günstigen Wendung des Geschickes in Kenntniß gesetzt hatte, fühlte sie sich stark genug, mit Hannchens Hülfe aufzustehen.

Sanft weinend warf sich Elise in Eduards Arme, dem Gatten den Kuß der Versöhnung reichend, dann sank das gräfliche Paar vor dem Altare auf die Kniee, in einem kurzen rührenden Gebethe dem Himmel dankend für seine augenscheinlich wunderbare Errettung aus der entsetzlichsten Gefahr.

Nicht eine Minute länger wollten Eduard und Elise in dem schauerlichen unterirdischen Aufenthalte verweilen. Der Graf, nachdem auch er sich durch ein Glas Wein gelabt hatte, hielt' sich für stark genug, allein den Rückweg in's freundliche Reich der Lebenden anzutreten; die Gräfin aber sollte durch Hannchen unterstützt und geführt werden.

Der junge Husar blieb in der Todtengruft, seinem wohl gewählten Verstecke, zurück. Der Graf gab dem Jünglinge sein Ehrenwort, entweder dessen allerdings schlimm stehende Angelegenheit in der Residenz zu vermitteln, oder wenn dieses nicht möglich wäre,

Fritzens Flucht in's Ausland zu befördern; Hannchen dagegen versprach dem Geliebten, ihn fleißig in der Gruft besuchen und reichlich mit Lebensmitteln versehen zu wollen.

Die schwere eiserne Fallthüre rasselte; — Eduard, Elise und Hannchen stiegen die Felsenstufen hinan.

* * *

Mehr als hundert brennende Wachskerzen erhellten den hohen, weiten Ahnensaal auf der alten Burg Tr**t*lf**gen; die matte Vergoldung der Wändevertäfelung strahlte in ihrem Glanze wieder.

Rauschende Musik strebte vergebens den wilden Lärm, welchen die Gesellschaft verursachte, zu übertäuben. Freiherr Curt v. Tr**t*lf**gen, der neue Erbe, saß bei einem Lucullischen Mahle, in Mitte der saubern Spießgesellen; hinter seinem Stuhle stand Jäger Roderich, der Wohldiener, die Winke des neuen Gebiethers ängstlich er=

lauschend, zu dessen Factotum er sich aufzuschwingen gedachte. Wormser Liebfrauenmilch und der schäumende Rebensaft aus Epernai flossen in Strömen; die Gäste, lauter Wüstlinge der höchsten Potenz, wiegten jubelnd feile Dirnen, die man in größter Eile aus der Residenz hatte herauskutschieren lassen, auf den Knieen; — also wurde von dem Jagdjunker die Todtenfeier des letzten Grafen v. Tr**t*lf**gen begangen.

Die Schloßthurmuhr verkündete gerade die Stunde der Mitternacht, da geschahen drei starke Schläge an die Thüre des Saales.

Heda! was ist das, was giebt es? — brüllte der halbtrunkene Jagdjunker.

Eine dumpfe Baßstimme ließ sich draussen vernehmen; sie sprach abgemessen und feierlich:

„Zwei ungeladne Gäste aus der Todten Reich —
Sie würdig zu empfangen nun — bereitet Euch! —
Wir dürfen nicht fehlen beim festlichen Mahle,
In Grabesschmuck nahend dem gräflichen Saale.“

Alle Teufel auch, schrie Curt lachend, das ist ein seltsamer Spaß, und sich zu dem hinter ihm stehenden Jäger wendend, sprach er: Roderich! sieh zu, was es gibt — wahrscheinlich ist es weiter nichts als ein unzeitiger Scherz eines meiner Cameraden.

Der Diener nahm einen Armleuchter und öffnete die Thüre des Saales, allein der Schurke prallte mit einem gellenden Schrei sogleich zurück, ließ den Leuchter fallen und stammelte kaum verständlich: Die Geister — des Grafen — und der Gräfin.

In demselben Augenblicke traten Eduard und Elise, freilich noch leichenblaß und in den Gewändern, in denen sie in der Todtengruft beigesetzt worden waren, in den Ahnensaal.

Leicht wird der geneigte Leser sich einen Begriff von jenem Entsetzen zu verschaffen vermögen, welches die ganze wilde Gesellschaft bei dem Eintritte dieser allerdings ungeladenen Gäste ergriff. Aller Haare sträubten sich zur Höhe und im folgenden Momente sto-

hen sämmtliche Gäste sammt dem Gastgeber, Herrn und Dirnen, aus den Seitenthüren des Saales. Alle stürzten nach dem Stalle, man warf sich in die Wagen und auf die Pferde; in wilder Flucht jagte man von dannen, um der Geisterburg, sobald als nur immer möglich zu entkommen.

Indessen hatte unser Hannchen das Burggesinde von den wunderseltsamen Vorfällen in der Familiengruft und dem Wiedererwachen der scheintodten Herrschaften unterichtet; Alle eilten herbei um, unter Thränen der höchsten Rührung, des Grafen und der Gräfin Kniee zu umfangen.

Eduard und Elise wurden zu Bette gebracht und unter den Händen des als Wundarzt viel erfahrenen Schloßcapellans genasen beide nach Verlauf einiger Wochen glücklich von ihren Wunden.

Der Lieutenant v. Schmiechen war in's Ausland entflohen; seine Schwester, Gräfin Elise, sandte ihm, nachdem sie seinen Auf-

enthalt ausgekundschaftet hatte, einen Courier, welcher Freudenbothschaften überbrachte. Der Offizier kehrte zurück und wurde vom Grafen Eduard mit offenen Armen empfangen.

Die Wunde, welche der junge Husar Friederich Müller dem dicken Schädel seines Wachtmeisters beigebracht hatte, war glücklicherweise nicht gefährlich gewesen und Müller kam, auf des Grafen eifrigstes Verwenden beim regierenden Fürsten selbst, mit einem vierwöchentlichen Arreste bei Wasser und Brod davon. Uebrigens kaufte der Graf den jungen Husaren los und schenkte Hannchen einen schönen Maierhof; die Leutchen heiratheten sich und waren glücklich.

Curt, Freiherr von Tr**t*lf**gen gerieth, bald nach seiner zu Wasser gewordenen Erbschaft, am Farotische mit einem fremden Abentheurer in Streit und wurde von demselben im Zweikampfe erschossen.

Der Schurke Roderich wurde in der Folge als Mitglied einer Räuberbande ein=

gefangen und ärntete am Galgen den Lohn seiner Schlechtigkeit.

Graf Eduard war von seiner ehemaligen gränzenlosen Eifersucht radical kurirt. Seine Gattin, die liebenswürdige Elise, gebahr ihm viele starke Söhne und reizende Töchter.

Noch heutigen Tages blüht das altgräfliche Geschlecht der Tr**t*lf**gen. Ein Graf dieses Namens, Eduards Enkel, bedeckte sich in der verhängnißvollen Völkerschlacht, am 18ten October 1813, an der Spitze eines deutschen Reiter-Geschwaders mit Ruhm; die drei großen Monarchen des heiligen Bundes lohnten seiner Tapferkeit mit ihren Orden.

* * *

Das schrecklichste unter den vielen schrecklichen Schicksalen, welche den Sterblichen auf der irdischen Dornenbahn bedrohen, bleibt unstreitig jenes — als scheintodt begraben zu werden.

Leider hat auch das neunzehnte Jahrhundert — welches ich, nebenher bemerkt, überhaupt nicht als ein philosophisches

gerühmt wissen möchte — Beispiele der Art aufzuweisen, denn indem ich diese Erzählung endige, wird aus Innsbruck berichtet, daß der Schauspieler Weitig, vormals beim königl. Isarthortheater in München angestellt, das schreckliche Schicksal gehabt habe, lebendig begraben zu werden. Auf das Geräusch in seinem Sarge öffnete man denselben und fand ihn, in veränderter Lage mit verletztem Gesichte und Händen, todt.

Meine verehrlichen Leser mögen es damit halten, wie sie wollen, allein ich meines Theiles flehe die Nachkommenschaft an, meinen Körper, bevor er Hertas Schooße übergeben wird, durch die geschickte oder ungeschickte Hand des nächsten besten Prosectors in eben so viele kleine Stücke zerschneiden zu lassen, als wahrscheinlich diese Erzählung durch die Scheere eines gewissen hämischen Critikers in der J—schen Literatur Zeitung zerschnitten werden wird. Amen!

II.

Das Henkermahl;

oder:

Das Mädchen aus der Fremde.

Ein Nachtstück.

Horch — die Glocken hallen dumpf zusammen,
Und der Zeiger hat vollbracht den Lauf,
Nun, so sey's denn! — Nun, in Gottes Namen!
Grabgefährten brecht zum Richtplatz auf.
Nimm', o Welt, die letzten Abschiedsküsse!
Diese Thränen nimm o Welt noch hin.
Deine Gifte — o sie schmeckten süße! —
Wir sind quitt du Herzvergifterin!

Erster Abschnitt.

1.

Nachtigallen flöteten; tropische Gewächse aller Art hauchten aromatische Düfte; der Sterne Unzahl strahlte licht und hehr im reinen Aether und Lunas klarer Schein umwandelte die Wogen des Tajos in einen breiten blinkenden Silbergürtel; eine der herrlichsten Sommernächte ruhte auf des stolzen Lissabons romantischen Gefilden.

Im magischen Helldunkel einer hohen Laube lag der glückliche Alonso an der liebreizenden Fenisa Busen; ihr Lispeln klang ihm ungleich süßer als Philomelens Sang, des Mägdleins Hauch duftete ihm balsamischer dann Floras geöffnete Blumen=

kelche und reiner als jener Sterne Pracht strahlte dem Jünglinge der Geliebten großes schwarzes Augenpaar.

Lange hatte Alonso geschwelgt; Stunden waren ihm, Minuten gleich, entschwunden, da tönte durch die stille Nacht, von der Hauptstadt her, der Schall eines hellen Glöckleins. Jetzt richtete sich Fenisa auf, sprechend: Geliebter! hörst du, die frommen Väter Capuziner läuten zur Morgen-Hora bereits, es ist Zeit zu scheiden; bis zur Gartenmauer ans Hinterpförtchen geleite ich dich! —

Schweigend aber ungerne folgte der Ritter. Langsam, Arm in Arm, Auge in Auge stiegen die Liebenden von einer Terrasse zur andern, höher und immer höher; jetzt hatten sie des herrlichen Parkes höchsten Standpunkt erreicht, von dem man die ganze weite Umgegend, die Schlangenwindungen des majestätisch dahin strömenden Tajos und des Weltmeeres weite Fläche zu überschauen ver-

mochte; schwächer strahlte des Mondes Licht, denn schon stritt es mit der feuerrothen Helle jenes Purpurstreifes, der an des Horizontes äußersten Gränzen soeben aus dem Ozean aufzutauchen anhub.

Lächelnd blickten die Liebenden hinab ins herrliche Thal, gierig tranken sie die erquickende frische Luft des erwachenden Tages, dann folgte noch eine, die letzte wonnigliche Umarmung. — In dem Zustande eines selig Trunkenen kehrte Don Alonso aus Donna Fenisas Villa nach der Hauptstadt in seinen Pallast zurück.

2.

Ein an Libanons Cedern mahnender stolzer Wuchs neben der üppigsten Fülle; bis zu den lieblich geründeten Hüften hernieder wallende glänzend' schwarze Locken; eine Carnation, fein wie Aether und rein wie Lilien vom Rosenduft überhaucht; holdes Lä-

cheln; große, dunkle sinnig blickende Augen; das Füßchen einer Sineserin; den Busen einer Venus und junonische Haltung vereinigte Fenisa, um in ihrer Person das Ideal siegender, weiblicher Schöne anschaulich zu machen.

Mindere Vorzüge zeichneten die Seele aus, welche in diesem schönen Körper wohnte.

Die Donna war die einzige Tochter einer der reichsten und angesehensten Familien und vom ältesten Adel. Die natürlichen Anlagen ihres Geistes waren vortrefflich und wurden mit der größten Sorgfalt und dem entschiedensten Glücke ausgebildet; eben so wenig als an sämmtlichen Kenntnissen, welche man von Damen, in der höhern Sphäre der Gesellschaft, fordert, fehlte es Fenisen an Scharfsinn und Witz, die Zuversichtlichkeit ihres Benehmens stellte dar, daß sie ihre überlegene Kraft kannte. In der Ausführung einmal gefaßter Plane glich sie der tobenden

Windsbraut, die alles, was sich ihr widersetzt, unerbittlich darnieder stürzt. Leicht konnte man wahrnehmen, daß sie gewohnt war, bei jeder Gelegenheit im Vordergrunde zu glänzen und allerwärts als eine Hauptperson betrachtet zu werden. Bei vielen Vorzügen wohnten Fenisen aber auch die größten Fehler bei, wie denn gerade dem hellsten Lichte nicht selten die düstersten Schlagschatten gegenüber stehen. Durch stete Schmeicheleien aller ihrer Umgebungen, und durch das psychische Gift, mit welchem eine gewissenlose Duenna sehr frühzeitig des Mädchens feurige Phantasie angesteckt hatte, wurde dessen Herz beinahe ganz und gar verdorben. Es giebt wenige grob unmoralische Fehler, zu welchen sich Fenisa nicht hinneigte; ungebändigter Stolz, Haß, Neid, Rachsucht, Eitelkeit — standen unter sothanen Fehlern oben an; allein meisterhaft verstand es die Donna, jene gefährlichen Anlagen unter den

schönsten, nach Umständen stets wechselnden Farben zu verbergen; — mit Recht hätte man sie mit dem Camaeleon vergleichen, oder aber einen weiblichen Proteus nennen mögen.

3.

An Stand, Ansehen und Reichthümern war Don Alonso de Fogo der Donna Fenisa gleich, und hinsichtlich seiner Weltbildung kam er jener seiner Dame nahe.

Alonso, — einige Jahre jünger als Fenisa — konnte ein schöner Jüngling gelten; allein sein lichtes Haar, der zarte Gliederbau und der weiße Teint der Haut verriethen keineswegs den Portugiesen, eher hätte man ihn für einen aus Galliens Hauptstadt entsprossenen zierlichen Marquis gehalten.

Des jungen Ritters Charakter war sehr sanft, noch nicht zur männlichen Festigkeit gediehen, — schwankend beinahe.

Gerade das Heterogene des psychischen und physischen Seyns, welches zwischen beiden waltete, zog Fenisens eigensinnigen Geschmack zu dem Ritter hin; sie verliebte sich in ihn, und ihrem überwiegenden Verstande, der siegenden Schönheit und Künsten, die man beinahe buhlerische nennen möchte, gelang es, schnell genug, den unerfahrenen, sinnlichen Jüngling zu fesseln.

Ja — Alonso war sinnlich, sehr sinnlich und solche Jünglinge werden am leichtesten gelenkt; denn gerade wie sich dann Temperament und Leibesbeschaffenheit häufig umwandeln, so steht der Wille in keinem Vorsatze noch fest.

Im Verlaufe der nähern Bekanntschaft vermochte Fenisa nicht immer die vorgenommene heuchlerische Maske zu behaupten. Wie ein Waldstrom, der jetzt noch seicht, still und träge dahinströmt, nach einem Wolkenbruche, der im nahen Gebirge darnieder-

stürzte, oft plötzlich die Ufer überschreitet und, wild wogend, seine Umgebungen zerstört, so erwachten nicht selten der unweibliche rasende Ungestüm und die ungerechteste, entsetzliche Eifersucht Fenisens, ob welcher unser Ritter schauderte, und ihm wurde in solchen Momenten dann wohl sehr klar, wie ein weiblich Wesen dieser Art nimmermehr einen Mann von Gefühl auf die Dauer beglücken zu können vermögen dürfte, allein die Bande, in welchen Alonso gefangen lag, gliechen an Härte dem Demant, und sie kühn zu brechen reichten unseres Helden Kräfte vorerst noch nicht aus.

Der Tag, an welchem Alonso und Fenisa ehelich verbunden werden sollten, wurde festgesetzt und bekannt gemacht.

4.

Don Fernando de Fogo, Alonsos Onkel, hatte dereinst unter Portugalls mächtigsten Granden entschieden den ersten

Rang behauptet. Allein dieser Fernando hatte sich verleiten lassen, an die Spitze einer nicht minder wichtigen als gefährlichen Hof- und Staatsintrique zu treten — denn solche Intriquen gab es solange, als man Höfe und Staaten kennt.

Die hier in Frage stehende Intrique wurde noch vor ihrer Reife von der Gegenparthei entdeckt, und die in sie verwickelten Mitglieder zur Verantwortung gezogen. Don Fernandos Verbindungen blieben zu bedeutend, als daß er hätte fürchten dürfen, ganz und gar nach der Gesetze Strenge behandelt zu werden. Der Grand wurde lediglich aus dem Lande verwiesen; Hand an sein Vermögen zu legen hielt die höchste Staatsgewalt, aus uns unbekannten Gründen, nicht für gerathen.

Bereits seit einer Reihe von Jahren lebte der greise Don Fernando, in Mitte des Gewühles der gallischen Hauptstadt, ein echter Philosoph.

Das Vermögen des Granden galt ein ungeheueres und daß unser Alonso dieses reichen Onkels dereinstiger Universalerbe zu werden zuversichtlich erwarten durfte, — dieser Umstand war es, welcher dem jungen Manne bedeutsame Aufmerksamkeit erworben hatte.

Der Tag, an welchem Alonso Fenisens Gatte werden sollte, rückte näher und immer näher, da erhielt der Ritter durch einen eigenen Courier, von Paris aus, die Nachricht, daß sein Onkel, Don Fernando, ohne Hoffnung der Genesung, schwer krank darnieder liege und sehnlichst wünschen müsse, vor seinem Absterben noch, wichtiger Familienverhältnisse halber, den Neffen und einzigen Erben zu sprechen.

Solchem Rufe glaubte Alonso nothgedrungen zur Stelle folgen und sein Beilager mit Fenisa aufschieben zu müssen.

Schlecht gelang es der Donna ihren Verdruß ob diesem unerwarteten Hindernisse zu

verbergen; der Bräutigam mußte ihr annoch ewige Treue geloben und da dieses nach ihrem Dafürhalten, mit einiger Lauheit geschah, entbrannte der Zorn der wilden Portugiesin in seiner ganzen furchtbaren Macht. Einen blanken Dolch rieß die Donna aus dem Busen, und denselben zückend schrie sie mit rollenden Augen: Alonso! bei Gott dem Allmächtigen schwöre ich es — also rächt Fenisa Meineid! —

Nach diesem etwas unholden Abschiede warf sich unser Held in den Reisewagen und flog mit raschen Pferden den Pyrenäen zu.

5.

Liebesknoten pflege des Geliebten Entfernung fester noch zusamm' zu ziehen, wurde oft schon versichert. Wir wollen die Behauptung als eine richtige annehmen, aber lediglich für den Fall, wenn der Knoten von reiner und edlerer Liebe, jener echten Himmelstoch=

ter, geschürzt worden ist; das leichte Gewebe der Sinnlichkeit dagegen pflegen Zeit und Abwesenheit stets mit flüchtig gewandter Hand zu lösen.

Jenisas leidenschaftliches Benehmen beim Abschiede hatte auf Don Alonso sehr zu der Dame Nachtheil gewirkt; bald genug fühlte sich der Ritter sehr behaglich, jener Furie nächster Sphäre entrückt zu seyn, und dieses Behagen stieg mit jedem Tage in dem Maaße, je weiter sich unser Held von seiner Heimath entfernte.

Alonso kam gerade zur rechten Zeit in Paris an, um dem reichen Oheime die Augen zudrücken zu können. Don Fernando hatte ein rechtskräftiges Testament hinterlassen, in welchem sich unser Held in der That als einziger Erbe genannt fand, er wurde ohne Schwierigkeit in den Besitz der Erbschaft gesetzt; eine Tonne Goldes war sein.

Somit waren Alonsos Geschäfte schnell

und pünktlich beendiget, und man hätte nun glauben sollen, er würde nichts eiligeres zu thun haben, als, auf der Liebe Fittigen, oder wenigstens mittelst rascher Postpferde und bestochener Postillione nach Hause zu fliegen, um Hochzeit zu machen. Doch dazu war indessen wundersamiglicherweise dem Wankelmüthigen alle Lust entschwunden. Der Gedanke einer Verbindung mit der heftigen Fenisa — dieser Gedanke schon allein ließ jetzt unsern, zur Besinnung gekommenen, Helden erbeben, und fest blieb derselbe entschlossen in bester Manier mit der Donna zu brechen. Eine lange Reise in weit entfernte Länder, ohnehin dem reichen jungen Manne zu seiner weitern Bildung so ersprießlich, erschien dem Ritter als das rathsamste Mittel seinen Zweck zu erreichen. Im Besitze bedeutsamer Summen hatte Alonso nicht nöthig vor dem Antritte der beschlossenen großen Reise vorerst noch in die Heimath zurückzukehren; er begnügte sich dessenzufolge

seinem höchst verläßigen Hauptanwalde in Lissabon Vollmachten, und den Verwaltern und Pächtern seiner weitläufigen und vielen Güter auf mehrere Jahre genügende Instructionen zu senden. Auch Fenisa erhielt von ihrem Ritter ein kühles Abschiedeschreiben, dessen Zweck und Sinn nicht füglich zu verkennen waren; Alonso meldete der Donna in diesem Schreiben lediglich, wie er auf lange, lange Zeit zu verreisen gedenke, doch wohin die Reise eigentlich gehen würde, verschwieg er klüglich, die Verfolgung der wüthenden Dame fürchtend.

Ob unser Held nicht leichtsinnig oder wohl gar unrechtlich handelte, wollen wir hier nicht untersuchen, genug! er handelte also und verließ ohne Säumen hierauf Galliens Hauptstadt.

6.

Uebrigens hatte sich Alonso in der That keinen eigentlichen Reiseplan entworfen; Zu-

fall und Launen des Augenblickes bestimmten ihn in der Wahl seiner Pfade.

Auf diese Art erreichte der Ritter Frankreichs Gränzen; es war germanischer Boden, den er nun betrat.

Nach mannichfaltigen Hin- und Herzügen gelangte der vornehme und reiche Portugiese, gerade während der Kurzeit, nach einem der berühmtesten und besuchtesten unter den deutschen Badeörtern, nach P— nämlich.

Unter den vielen, mehr oder weniger interessanten Badegästen, welche sich dazumal in P— befanden, wurden von Jedermänniglich zwei Frauenzimmer, ein älteres und ein jüngeres, das erstere wohl nur des zweiten halber, bemerkt.

Als Madame Wachter nebst Niece hatte sich die ältere Dame in der Fremdenliste verzeichnet; mit der Tante gedenken wir uns wenig zu schaffen zu machen, von der Nichte dagegen möchten wir dem Leser gerne ein gelungenes

Bild entwerfen, allein, im Begriffe dieses Wagniß zu unternehmen, fühlen wir die Schwäche unserer Kraft, denn Agathens Reize galten nicht nur den Männern sondern dem schönen Geschlechte selbst, überirdische, und wer dürfte sich unterfangen den Himmel beschreiben zu wollen.

Agathe war im eigentlichsten Sinne des Wortes ein Mädchen aus der Fremde, denn Niemand wußte, woher sie kam, aber:

„Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit,
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.“

Die holdselige Erscheinung dieses über alle Beschreibung reizenden kaum siebenzehnjährigen Mädchens brachte unter den Badegästen eine Art Revolution hervor; sämmtliche Damen wünschten die Fremde auf jene Küste, wo der Pfeffer wächst, denn die Eheherrn wurden kaltsinnig und mit den Junggesellen war

ganz und gar an kein Auskommen mehr zu denken.

Die Goldschmidte konnten nicht genug Ringe und Brustnadeln, auf denen ein zierliches A zu erblicken war, anfertigen; man trug Agathenhalstücher; ein Parfümeur fabricirte eine Agathenpommade, welche reissenden Absatz fand; Ständchen über Ständchen — Instrumental- und Vokalständchen wurden dem Mädchen aus der Fremde gebracht; allein Agathe blieb die Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit selber, von all' dem Lärm, den sie verursachte, schien sie gar nichts zu bemerken, nur sehr selten erschien sie im Theater und auf öffentlichen Promenaden, doch nie anders, als an der Tante Seite, und diese Tante? nun —

„So können nicht Pfaffen, noch Pächter noch Drachen,
Die Schätze tief unter der Erde bewachen,
Als Tantchen die Nichte bei Tag und bei Nacht,
Vor Feinden des sechsten Gebothes bewacht.“

7.

Als sich Don Alonso bereits einige Tage in P— aufgehalten hatte und an allen Wirthstafeln und andern öffentlichen Orten von nichts anderm beinahe als von dem wunderholden Mädchen aus der Fremde sprechen hörte, dachte er lächelnd bei sich selbst: Nun begierig wäre ich doch, dieses achte Wunder der Welt von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

Endlich erschien einmal die gefeierte Agathe mit der alten Tante auf einem der öffentlichen Spatziergänge, man zeigte dem Portugiesen die Heldin, unser Held schaute und — weg war er, das heißt: Er war zur Stelle verliebter in das Mädchen aus der Fremde als die ganze Männerwelt in P—.

Ja, ja in allem Ernste — der erste Anblick des anmuthigen Mädchens allein hatte auf Don Alonso einen seltsamen, ihm selbst

ganz unerklärlichen Eindruck hervorgebracht. Gesellschaft wurde dem armen Ritter zum Eckel, er fühlte einen unwiderstehlichen Drang in sich, die Einsamkeit zu suchen und, er mochte schlafen oder wachen, stets schwebte Agathens liebliches Bild, gleich einer ätherischen Lichtgestalt, vor ihm.

Längstens war Fenisa vergessen; vergebens strebte die Vernunft ihre Stimme zu erheben, Alonso hörte sie nicht — emsig verfolgte er Agathens Spur; sehen und nur einmal zum wenigsten sprechen wollte er das herrliche Mädchen, allein Tantchen Drache wachte — unnahbar blieb sie sammt der holden Nichte und unser Held konnte sich lange keines bessern Glückes erfreuen, dann die Dutzende seiner geheimen Nebenbuhler

8.

Doch endlich mischte sich plötzlich der Zufall, dem Portugiesen günstig, in's Spiel.

Von einem einsamen Spatziergange an einem sehr heitern Sommerabende etwas ermüdet, warf sich Alonso in einem Gebüsche bei einer lustig sprudelnden Quelle nieder und luegte, schwermüthig schwärmend, indem er an das Mädchen aus der Fremde dachte, hinaus auf eine vor ihm liegende im frischesten Grün lachende Matte.

Ein halbes Stündchen ungefähr mochte Alonso also gelegen haben, horch — da ließen sich ganz in der Nähe weibliche Stimmen vernehmen. Der Ritter richtete sich auf und siehe da — am Saume des Gebüsches spatzirten langsam einher Agathe und die wachsame Tante. Das Mädchen war in ein einfaches weißes Gewande nur gekleidet, aber wie anmuthig stand es ihm, wie lieblich und mild strahlten die Veilchenaugen, wie sinnig lächelte der feine Mund — und das Stimmchen klang einem Silberglöcklein gleich; an holde Engelein mahnend schwebte Agathe

mehr, als sie gieng. — Dem portugiesischen Jüngling schwindelte, beinahe wäre es um seine Besinnung geschehen gewesen, er starrte mit unverwandten Augen nach der süßen Huldgestalt hin; wären Schillers Poesien dazumal schon vorhanden gewesen und hätte Alonso sie gekannt, es hätte ihn beim Anblicke der herrlichen jungen Magedein unwillkührlich an die Stelle gemahnen müßen:

„Sie bringet Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.“

Tantchen Drache war, etwas bizarr, in eine schwefelgelbe Robe gekleidet; die schmalen magern Schultern umflatterte ein grell rothes Tuch; auf dem alten Haupte wackelte ein hell grüner seidener Hut.

Auf der nahen Wiese weidete ein zwar wilder aber doch nicht ganz geschmackloser Stier; das bunte Costüme der Tante

brachte das Thier auseinander, mit vorgelegten Hörnern rannte es in seltsamiglichen Sätzen schnurstracks auf die Damen los, welche, laut schreiend, vergebens suchten das Gebüsch zu erreichen.

Alonso hatte sich sogleich bei der auf diese Weise entstandenen Gefahr ermannt; rasch sprang er aus seinem Verstecke hervor. Der Ritter war glücklicherweise mit einem etwas sehr derben Spatzierstocke versehen, mit welchem er nun kühn dem wüthenden Thiere in den Weg trat.

Von zarter Jugend auf an den Anblick der grausamen Stiergefechte gewohnt, wußte der Portugiese recht wohl, wie mit solchen Gesellen umzuspringen war; er attaquirte den Stier mit kunstgerechter Gewandtheit und schlug ihn, nach Verlauf weniger Minuten, in die Flucht.

Indessen war die alte Tante ohnmächtig niedergesunken und die reizende Agathe be-

schäftigte sich ängstlich mit der Matrone. Alonso trat hinzu und hielt der Kranken seinen Flacon unter die Nase, da schlug sie endlich die Augen wieder auf.

Mit matt krächzender Stimme die Tante, — leise und hold erröthend die Nichte — also dankten die Damen ihrem Retter.

Man half der Alten auf die Beine, allein der ausgestandene Schreck war ihr dermaßen in die Glieder gefahren, daß sie sich kaum erhalten konnte. Alonso both einen Arm an, nothgedrungen nahm ihn die Tante an und langsam wallte man nun nach Hause.

Nachdem sie ihre Wohnung erreicht, dankten die Damen noch einmal dem Ritter, dieser aber bath schüchtern um die Erlaubniß sich des andern Tages persönlich nach Tantchens Befinden erkundigen zu dürfen; die Dame ließ zwar ein etwas saures Gesicht erschauen, hatte aber dennoch nicht den Muth die höfliche und gerechte Bitte abzuschlagen.

9.

Ob Don Alonso zur geeigneten Stunde seinen Krankenbesuch pünktlich abgestattet? — in vollem Ernste diese Frage an den Autor zu stellen, geneigter Leser! dürfte Ihnen schwerlich in den Sinn wohl kommen.

Tantchen Drache hatte sich von dem ausgestandenen Schreck' so ziemlich wieder erholt, und unser Held schien ob des Umstandes entzückt.

Der portugiesische Cavalier sprach wenig und gebrochen nur deutsch, allein nicht minder als die beiden Damen äußerst fertig französisch, und es stand demnach der freien Conversation kein Hinderniß im Wege.

Alonso fand Gnade vor des Drachen Augen; auf welche Weise er dieses zu bewerkstelligen vermochte, wissen wir zwar nicht anzugeben, genug! das Meisterstück gelang. Als sich der Grand wieder entfernt hatte, sprach die Tante zur Nichte: Agathe! der

gefällt mir, er ist ein feiner, bescheidener, artiger Cavalier, von dessen Bekanntschaft nichts zu besorgen bleibt, aber das macht, weil er ein Ausländischer ist, wäre er ein deutscher junger Edelmann, — was gilt die Wette — er wäre sicher ein grober Bengel? — Agathe schwieg, eine schnelle Röthe auf der Jungfrau zarten Wangen sprach.

Der Portugiese setzte seine Besuche in der Wohnung der Damen fort, und diese Besuche wiederholten sich immer häufiger, bald arteten sie in tägliche sogar aus.

Einen großen Stein im Brette gewann unser Ritter bei Tantchen Drache; jedes Mißtrauen schwand und der Matrone Vertrauen — incredibile dictu! — gieng endlich so weit, daß sie die Nichte oft mehrere Viertelstunden mit dem Fremden allein ließ.

Je näher Alonso das Mädchen aus der Fremde kennen lernte, in desto höherm Grade wurde er von ihm bezaubert.

Agathe offenbarte die feinste Geistes- und Weltbildung, innige Gemüthlich- und die zarteste Weiblichkeit.

Jetzt hub der feurige Portugiese zu begreifen an, was eigentliche Liebe sey; denn wahrlich — nicht oft genug glauben wir es wiederholen zu können — seine Gefühle für Fenisa verdienten diesen edlen Namen in der That nicht.

Von aller Ziererei und Prüderie entfernt war Agathens Benehmen gegen den interessanten schönen Fremden stets sehr natürlich. Alonso schien dem Mädchen aus der Fremde keineswegs ganz und gar gleichgültig, allein nichtsdestoweniger wachte die Jungfrau sorgfältig über sich selbst; kein Wörtchen, keine Miene verrieth eine besondere Theilnahme für den Jüngling, der offenbar ihren Winken nur lebte. Unseres Helden Neugierde war rege gemacht, er forschte häufig — so viel es Zartsinn erlaubte — nach

der Damen Abkunft, Verhältnissen und Heimath, allein beide Frauenbilder wiechen solchen Fragen mit Aengstlichkeit beinahe aus; ein seltsam Geheimniß schien hier obzuwalten.

Indessen hatte Alonsos Leidenschaft ihren höchsten Grad erreicht; Agathen oder kein Mädchen in der Welt zu besitzen schwur er sich selbst.

Eines Tages — Agathe zeigte sich minder zurückhaltend dann gewöhnlich — vermochte sich der feurige Portugiese nicht länger zu mäßigen; plötzlich den Arm um die anmuthige Jungfrau schlingend, rief er aus: edles, einziges, herrliches Mädchen! mein — meine Gattin sollst du werden, oder bei Gott! ich will nicht leben.

Agathe war heftig erschrocken, ihre zarten Glieder bebten, ein Thränenstrom entstürzte den schönen blauen Augen, dann sich sanft des Ritters Armen entwindend, entgegnete sie laut schluchzend: Unglücklicher!

nie, nie kann ich die Ihrige werden. Sie sprach's und entfloh in's Nebengemach.

Die Tante hatte lautes Reden vernommen und war zur Stelle in die Stube, in welcher sich Alonso befand, geeilt.

Um Gotteswillen! was giebt es, — was ist geschehen? fragte die Alte erschrocken, die Zerrüttung unseres Helden sogleich gewahrend.

Don Alonso erzählte verzweiflungsvoll, was vorgefallen, da erblaßte und erbebte die Tante, indem sie laut aufkreischte: Nun da haben wir's, dachte ich mir's doch gleich, keinem, gar keinem Manne darf man mehr trauen in diesem leidigen Jammerthale, genannt Welt — Unseliger! was haben Sie gethan? Das Mädchen hat Recht, es ist eine reine Unmöglichkeit, nie, nie und in aller Ewigkeit nicht kann Agathe die Ihrige werden; darum belästigen Sie uns nicht länger. Fort! fort! — und hiermit schob der Drache mit seinen knöchernen Hän-

den den Ritter aus der Stube, ohne daß dieser hätte mehr zu Worte kommen können.

10.

Schlaflos durchwachte Don Alonso nach jenen Vorfällen, eine lange Nacht. Nie, nie kann Agathe die deinige werden! — so tönte es stets und schrecklich in seinen Ohren. Der Arme folterte sich selbst mit Muthmaßungen, welche Ursache wohl einer solch' bestimmt ausgesprochenen Weigerung zum Grunde liegen möchte; unter allen denkbaren, welche des Ritters geschäftige Phantasie auffand, blieb ihm die gräßlichste die Furcht: Es dürfte des herrlichen, räthselhaften Mädchen Herz vielleicht nicht mehr frei und seine Hand versagt schon seyn.

Als der Morgen angebrochen war, raffte sich unser Held auf und nachdem er sich hastig angekleidet, hatte er beschlossen, sich wenig=



stens Aufschluß und Gewißheit um jeden Preis erringen zu wollen.

Alonso stürzte fort. Gewaltsam wollte er zu den Damen dringen und dieselben zwingen, ihm wenigstens Rede zu stehen. Jetzt hatte er das Haus, das glückliche, welches das Mädchen aus der Fremde zu P— bewohnte, erreicht, aber o Himmel! — welch' neuer Schreck', welch' ungemeiner Schmerz erwartete ihn hier, das Nest des Drachen und des herrlich strahlenden Phönix, welchen jener bewachte, war leer und der Wirth berichtete, daß Tante und Nichte in der verflossenen Nacht plötzlich und unvermuthet abgereist seyen.

Zu P— war nun für den lodernden Portugiesen kein Bleibens mehr; er rannte in seine Wohnung zurück, befahl seinem Kammerdiener schleunigst einpacken und Postpferde bestellen zu lassen; er wollte zur Stunde die Spur der Damen und seine liebreizende Aga=

the verfolgen, wäre es auch bis an der Welten Ende, denn daß er dem herrlichen Mädchen dennoch nicht gleichgültig geblieben, sagte ihm des eigenen Herzens geheimste Stimme; sein güldnes Vließ wollte er retten aus den Klauen des Drachen, welcher es bewachte.

Es ist etwas lange, ja sehr lange her, seit sich jene Begebenheit ereignet hat, welche wir hier zu erzählen im Begriffe stehen. Dazumal bekümmerten sich öffentliche Behörden, ohne dringende Motive, wenig oder gar nicht um Reisende. Sogenannte Reisepässe, ohne welche man zu unserer Zeit beinahe keinen etwas entfernten Spatziergang zu unternehmen wagen darf, kannte man gar nicht, und anständige Leute konnten ganze große Reiche durchziehen, ohne daß ihnen ein unberufener Frager zurief: Wohin und Woaus! — an Badeorten zumalen herrschte in dieser Hinsicht die höchste Liberalität.

Vermittelst der Polizei vermochte Don

Alonso demnach nicht zu erkunden, wo Madame Wachter und ihre reizende Nichte für gewöhnlich domicilirten und wie emsig der Ritter sich auch bestrebte, auf andere Weise zu erkunden, wohin sich die Damen gewendet, so blieb doch all' sein diesfallsiges Mühen fruchtlos, denn Agathe —

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam,
Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm. —

Zudem hatte ja Agathe — das schlimmste blieb es bei der Sache — nicht einmal Abschied genommen.

11.

Nichtsdestoweniger durchreiste unser abentheuerlicher Held, auf gut Glück, das große Deutschland, mit dem brennenden Pfeile im jugendlich' heißen Busen, in die Kreuz und Quere, allerwärts sich nach einer Madam Wachter erkundigend.

Oefters sah sich der arme Schelm bitter getäuscht, denn es gab schon dazumalen der Madame Wachters beinahe so viele als der Madame Müllers in Germanien.

Endlich kam der Ritter in einer freien Reichsstadt des südlichen Deutschlands an.

Don Alonso gehörte einer gewissen Verbindung an, welche man, nicht ganz mit vollem Rechte, eine geheime nennt, und die sich eines hohen Alterthums rühmt.

Es ist hier von jener großen durch alle Zonen verbreiteten ehrenwerthen Gesellschaft die Rede, welche das Fest des heiligen Johannes des Täufers in einer höchst würdigen Weise feiert und der Jakob Mollays Andenken stets ungemein werth bleibt.

Ob auch jene Verbindung von fanatischen Inquisitoren, von der Dummheit und Scheelsucht oft hart bedrängt wurde, sie wußte sich zu erhalten und wird bestehen, solange die bescheidene Tugend lebt, das ist solange, bis

dereinst der träge Erdenball aufhören wird sich um seine Achse zu drehen.

In N—, jener freien großen Reichsstadt, deren oben erwähnt wurde, befand sich eine berühmte Mutterloge und der hochgeachtete, reiche und in jeder Hinsicht ausgezeichnete Graf von W*st*r**ch war Meister vom Stuhle.

Als Glied der festen unabsehbaren Kette war Alonso an den Grafen addressirt.

Kaum in N— eingetroffen, verfügte sich unser Held in des Grafen Palais, und verlangte diesen zu sprechen.

Der Kammerdiener im Vorgemache bedauerte ungemein, daß Sr. Hochgräfliche Gnaden gerade mit Sr. Exzellenz dem —schen Gesandten in einer sehr wichtigen Unterredung begriffen seyen, und verbothen hätten, während derselben irgend Jemanden zu melden, daher er Kammerdiener den hochgeschätzten Fremden ersuchen müße, ein Bischen zu warten.

Des portugiesischen Granden Stolz er-

wachte; ihm beliebte nicht bei einem deutschen Grafen — und wenn auch von noch so altem Geschlechte — zu antichambriren. Mit einer nicht eben freundlichen Miene erwiederte er dem Kammerdiener: Wohlan denn, so überreichet Eurem Herrn diese Briefe, ich werde mich zu mehr gelegener Zeit einfinden. — Mit diesen Worten verließ Alonso das Gemach und stieg langsam die Treppen des Pallastes hernieder; doch kaum hatte der Ritter die Straße erreicht, da kam der Kammerdiener ihm nachgerannt. Mit gekrümmten Rücken sprach das Männchen: Hochgräfliche Gnaden lassen ganz ungemein bedauern, daß Hochdieselben nicht im Stande waren Ew. Gnaden zu empfangen und lassen Ew. Gnaden dringendst ersuchen, dieselben wollen Hochgräfliche Gnaden heute Abends acht Uhr mit dero Gegenwart im Logengebäude gütigst beehren. Es ist Tafelloge und Ew. Gnaden können nicht fehlen, dieselben dürfen sich

nur in den Gasthof zum goldenen Hirschen, welcher auf dem großen Markte belegen, verfügen; im Hintergebäude zu ebener Erde wird dieselben ein dienender Bruder empfangen und Ew. Gnaden dürfen demselben nur sagen: Ich bin des Meisters Gast — so wird der Bruder nicht verfehlen, Ew. Gnaden in den Tafelsaal zu geleiten.

Ganz kurz erwiederte Don Alonso auf diese breite Einladung: Wohlan denn ich werde erscheinen, und mit diesen Worten verfolgte er seine Straße.

12.

Es war ein unfreundlicher Dezemberabend, der Wind pfiff scharf aus Nord und trieb eisigte Schneeflocken vor sich her, wenige dumpf brennende Laternen erleuchteten nur sparsam die breiten und einsamen Straßen der guten freien Stadt des weiland heiligen römischen Reichs, — als Don Alonso in

seinen weißen weiten Radmantel gehüllt über den großen Marktplatz jener Stadt wandelte. Er fragte bei einem Vorübergehenden nach dem Gasthofe zum Hirschen, wurde bedeutet und schritt sofort durch den langen Thorweg des Gasthauses, über den Hof, dem hell erleuchtenden Hintergebäude zu.

In einem kleinen Vorgemach dieses Gebäudes wurde der portugiesische Cavalier auch in der That von einem Diener empfangen, der dem Ritter, als er von ihm die Losung: Ich bin des Meisters Gast! erhalten hatte, auch sogleich die großen Flügelthüren zu einem hell erleuchteten Saale öffnete und den Gast einlud in denselben einzutreten.

Die Gesellschaft, aus lauter Männern bestehend, saß bereits beim Mahle um eine lange viereckigte Tafel, und den Ehrenplatz derselben hatte eine gewaltige, ernste und Ehrfurcht gebiethende Gestalt eingenommen,

welcher sich Alonso mit den Worten nahete: Meister! ich komme, weil —

Keine Umstände, mein Bruder! erwiederte die gewaltige Gestalt in einem tiefen Baße, so freundlich als es ihr möglich war, indem sie den Ritter umarmte und herzlich küßte. Alonso gab den Kuß, nach der hergebrachten Weise, dem zunächst sitzenden Bruder zurück, der innige Bruderkuß umkreisete die Tafel, dann drückte der Meister seinen Gast neben sich auf einen leer gebliebenen Stuhl nieder und Diener flogen herbei unsern Helden mit Speisen und Getränken zu bedienen.

13.

Don Alonso sah sich nun erst jetzt in der Versammlung etwas aufmerksamer um, und dieselbe erschien ihm in der That seltsam.

Die ganze Tafelgesellschaft bestand, mit Einschluß unseres Helden aus vierzehn Män-

nern; die meisten zeigten fremdartige Physiognomien, aus denen eine Art zurückstoßender Wildheit blickte. Alle trugen, so wie unser Held, große weiße Mäntel, welche sie, sonderbar genug, selbst bei Tische sitzend, umhangen hatten; blutrothe Schärpen umwanden die Hüften der Gäste.

Der Tafel untersten Platz hatte ein schöner Jüngling von wirklich interessantem Aeußerm eingenommen; seine Tracht glich jener der Uebrigen, nur hatte er einen großen, mit vielen bunten Bändern geschmückten, Blumenstraus vorstecken. Uebrigens sah der Jüngling sehr blaß; er saß schweigend, mit niedergeschlagenen Augen und aß soviel als nichts; der junge Mensch zog unwillkührlich des portugiesischen Granden Blick auf sich, und dieser mußte immer wieder, er mochte wollen oder nicht, nach jenem hinschauen.

Gekreuzt lagen in Mitte der Tafel zwei ungeheure, breite, blanke und doppelschnei-

dige Schwerter, zwischen welchen ein wirklicher Todtenschedel, in schauerlicher Weise. aus seinen hohlen Augenvertiefungen und dem gräßlichen, noch mit allen großen weißen Zähnen versehenen, Mundgerippe den Gästen entgegen fletschte.

Der oben angeführte Meister vom Stuhle führte mit mehrern Gästen ein lebhaftes aber höchst seltsames Gespräche, welches unserm Helden, obwohl er nun der deutschen Sprache schon sehr mächtig war, beinahe gänzlich unverständlich blieb.

Don Alonso hatte in Frankreich und Deutschland bereits mancher Tafel- und Arbeitsloge beigewohnt, aber solch' ganz eigenthümliches Treiben noch nirgend wahrgenommen, jedoch erinnerte sich der Cavalier oft gehört zu haben, wie in mancher Loge gar seltsame, dem ursprünglichen Ritus gar nicht entsprechende Ceremonien und Gebräuche obwalten sollten, und der Held

suchte sich durch jene Erinnerung zu beruhigen, aber vergebens! ihn ergriff mehr und mehr eine unerklärliche Bangigkeit, welche zu verbergen ihm nur mühesam gelang, und es war ihm lieb, daß er gar nicht angeredet und überhaupt gänzlich übersehen zu werden schien.

14.

Das Gastmahl neigte sich zu seinem Ende, da füllte der vorsitzende Meister einen hohen silbernen Pokal mit schäumendem Rebensafte, dann erhob er sich und Alle folgten seinem Beispiele. Hirauf stieß der Meister mit dem Becher an den Todtenschedel, daß es hohl wiederklang und die unterliegenden Schwerter klirrten, der Meister aber reichte sofort den Pokal jenem Jünglinge mit dem Blumenstrauße, indem er feierlich und langsam sprach:

Gesell'! ich bring dir hier das güldne Gut,
Es stärke deinen wackern Rächermuth,
Vergieße keck und kühn des Sünders Blut;

Und hast, nach Richters Spruch, du brav
und recht gerichtet,
So ward der Menschheit Sache selbst durch
dich geschlichtet.

Der Jüngling ergriff den Becher mit zitternder Hand und führte ihn an die bebenden Lippen. Don Alonso ermannte sich und wollte sich so eben an den Meister wenden, um nach der Bedeutniß dieses sonderbaren Toasts zu fragen, als er durch ein neues Ereigniß an der Ausführung seines Vorsatzes gehindert wurde.

Die Thüren, welche in einen großen Nebensaal führten, flogen mit einemmale auf und man hörte aus jenem Saale Weiberstimmen flüstern, kiechern und lachen, so wie musikalische Instrumente stimmen.

Aha! sprach der Meister, unsere Weibsen sind bereits angekommen, das leichte Volk kann des Tanzes Stunde kaum erwarten; nun wohlan die Tafel werde aufgehoben,

doch Agathe! — der Meister rief die letzten Worte lauter, indem er sich nach dem Nebensaale hin wendete — Agathe! stimme ehevor noch, nach alter hergebrachter Weise, das Blutlied an.

Des Mädchens Nam', welches in seiner Seele lebte, so unerwartet an diesem Orte ausgesprochen, erschütterte Alonsen heftig. Mit einem tiefen Seufzer sprach er unwillkührlich und halblaut vor sich hin: Agathe! ach Agathe!

15.

Der Meister erhob sich wieder, ergriff eines jener auf der Tafel liegenden Schwerter und pochte mit demselben in mächtigen Schlägen dreimal auf den hohlen Todtenschedel; — eine feierliche Stille waltete sogleich in beiden Sälen, eine lange Pause erfolgte.

Endlich hub im Tanzsaale eine Harfe zu

präludiren an und zwar in einer ganz eigenthümlichen, graulich wild lustigen, Weise; ein kalter Schauer ergoß sich durch Alonsos Adern und feinste Fibern.

Das Präludium hatte geendet, eine höchste reine aber bemerkbar zitternde Stimme trug nun vor: das gräßliche

Blutlied.

Kling und Klang,
Sing' und Sang! —
„Horch — die Schwertlein singen,
Hört den Stahl erklingen! —
Was bedeutet Schwertleins Sang? —"
Was des Stahles feiner Klang?" —
Schwertlein möchte trinken,
Lechzet längst nach warmem Blut;
Sünders Haupt muß sinken,
Strömen muß die rothe Fluth.
„Blutig Haupt so sinke,
Schwertlein! trinke, trinke!
Blut entrichtet seinen Zoll,
Schwertlein! saug' dich übervoll —
Uebervoll — Ja, ja, ja!
Uebervoll — Juheisa!" —

16.

Unbeweglich, leichenblaß, versteinert — einem Marmelbilde ganz ähnlich — saß Alonso auf seinem Stuhle. Keine Täuschung waltete hier, diese Stimme — zu unvergeßlich blieb ihm ihr süßer Laut — diese Stimme — unverkennbar gehörte sie dem Mädchen aus der Fremde an.

„Uebervoll — Ja, ja, ja! — Uebervoll — Juheisa!“ — jauchzten die Männer; sie wiederholten hierauf selbst noch einmal in schauerlich' dumpfem Chore das ganze Blutlied vom Anfange an bis zum Ende und das volle Orchester im Tanzsaale akkompagnirte den Sang.

Don Alonso war von seinem Sitze aufgetaumelt und unter des Tanzsaales offene Thüre getreten; einen Blick nur warf er in den Saal, dann schrie er auf: Jesus! Maria! — sie ist es, es ist Agathe!

Glücklicherweise übertäubte unseres Helden

überlauten Ruf der Männer wilder Gesang, der Ritter aber schwankte in ein Bogenfenster, wo er sich, nun überwältiget von heftigen seltsamiglichen Gefühlen, um nicht zu sinken, an dem Strebepfeiler der Mauer anhalten mußte.

Der Gesang der Männer dehnte sich ziemlich in die Länge und der Umstand kam dem portugiesischen Cavalier zu Nutzen, denn Alonso gewann Zeit sich zusamm' zu nehmen und sich zu sagen: Es bedürfe hier männlicher Fassung, um mit Ruhe der Entwirrung eigenthümlicher Räthsel entgegen sehen zu können, allein nicht sonder große Mühe gelang es unserm Helden eine solche nöthige Ruhe, wenn auch nur Theilweise, zu erringen.

17.

Der Sang endete jetzt und jener Diener, welcher ehevor Alonso'n in die Gesellschaft eingeführt hatte, trat in den Saal.

Der Bediente nahm den Meister vom

Stuhle bei Seite. Die beiden kamen in Don Alonsos Nähe zu stehen, und diesem entgieng kein Wort von deren Unterredung.

Der Diener hub an: Meister! draussen steht ein fremder Mann, er behauptet von Euch zum Mahle geladen zu seyn, und bedauert, durch unvorgesehene Hindernisse aufgehalten, so spät erst erscheinen zu können.

Der Meister erwiederte: Nur einen Fremden habe ich geladen, und dieser befindet sich ja schon lange hier, wo ist er nur gleich?

Unser Held trat aus dem Fenster dem Meister entgegen und es entspann sich nun folgendes Gespräch.

Alonso. Mein Herr! hier bin ich, allein ein seltsamer Irrthum scheint obzuwalten; Ihr seyd doch der Graf v. W*st*r**ch, Meister vom Stuhle der hiesigen Mutterloge zu den drei — — — ?

Meister. (Lachend) Was — ich der Graf v. W*st*r**ch? ich heiße Kaspar

Schwertburg. Meister bin ich allerdings und zwar der älteste von den hier versammelten. Aber Ihr, seyd Ihr denn nicht Meister Remingin von D—, Ihr traft bei der Execution zu spät ein, fandet mich nicht zu Hause, ich kannte Euch nicht persönlich, ließ Euch aber dennoch zum Mahle laden?

Alonso. Ich nenne mich Don Alonso de Fogo, bin portugiesischer Grand und war an den Grafen v. W*st*r**ch dahier empfohlen, ich kannte gleichfalls den Grafen nicht persönlich, er war heute Morgens verhindert mich zu sprechen, doch hat er die Briefe, welche ich ihm überbrachte, erbrochen und ließ mich auf heute Abend in den Gasthof zum Hirschen zu einer Tafelloge laden.

Meister. Ein seltsamer Zufall — indessen es ereignen sich ähnliche auf der Welt zuweilen doch, mir fängt an die Sache ziemlich klar zn werden. Herr Grand! Ihr seyd

hier fremd, drum wißt, es gibt in dieser Stadt der Gasthöfe, zum Hirschen genannt, zwei und beide sind am Markte belegen: Im goldnen Hirschen halten die freien Maurer eine Tafelloge, und wir Meister Nachrichter feiern hier im braunen Hirschen ein Henkermahl, denn Ihr müßt wissen, dort der blasse junge Mann mit dem Blumenstrauße an der Brust, brachte mit dem blanken Richtschwerte den berüchtigten Räuberhauptmann Bando Bandurini heute Morgens glücklich vom Leben zum Tode; es war des Jünglings Meisterstück. Ihr Herr Ritter! hieltet mich für den Grafen v. W*st*r**ch, ich Euch für den jungen Nachrichter Remingin aus D—, das ist es alles, nur verständigten wir uns freilich etwas zu späte. Indessen noch einmal — ich muß es gestehen, ein seltsamer, wirklich ein recht seltsamer Zufall bleibt dieser immerdar. — Hi, hi, hi! —

Alonso. (Ganz verblüfft.) Aber mein Gott! —

Meister. Beruhiget Euch Herr Ritter! wir sprechen aus der Sache noch nachher. (Zum Diener sich wendend.) Nun geh' Franz! gehe — dem Meister Remingin dürfte die Zeit zu lange werden, führe ihn in den Saal.

Der Bediente verbeugte und entfernte sich schweigend.

18.

Alonsos Hand ergreifend zog der Meister ihn in einen Winkel; die Gesellschaft wurde indessen immer lebhafter, Niemand achtete auf die beiden; das Gespräch wurde in folgender Weise fortgesetzt:

Meister. Herr Ritter! Ihr seyd, wie ich vernommen, freier Maurer, ich bin es auch! — (Der Nachrichter beurkundete sich hier zu unseres Helden nicht geringem Erstaunen durch die gewöhnlichen Erkennungszeichen als Bru-

der, und fuhr dann redend fort:) Ihr wißt, jede Innung, jede Gesellschaft und Verbindung hat gewisse Gesetze, selbst solche, deren Sinn sich dem Ungeweihten nicht immer sogleich klar darzustellen vermag, und wir Nachrichter bewahren der seltsamen Gebräuche auch gar manichfaltige, unter welche auch gehört, daß Jeder, der einmal an unsern Henkermahlen Theil genommen, als einer der unsrigen betrachtet wird. Wäre dieses eine hohe Ehre, der Zufall hat sie Euch verschafft, wir vermöchten sie Euch nicht zu rauben, aber hieltet Ihr — was Gott verhüthen möge, der allein vor großen Vorurtheilen wahren kann — ja hieltet Ihr die neue Bruderschaft für eine Schmach, nicht sämmtliche Fluthen des großen Oceans, nicht die Gewässer aller bekannten Theile der Welt würden sie von Euch waschen.

Alonso. Ich bin so überrascht — mir ist so seltsam zu Muthe — mir ist wie einem

schwer, einem gräßlich Träumenden, der dabei halb und halb noch wacht — darum erwartet von mir für jezt keine Antwort, keine zusammenhängende Rede, doch eine Frage Meister! beantwortet mir rasch! — Jenes Frauenbild, die holdselige Magedein, welche vorhin das furchtbare Blutlied sang, wie nanntet Ihr sie doch gleich — wenn ich nicht irre — Agathe?

Meister. (Lächelnd.) Ich bin Kaspar Schwertburg, wohlbestellter Nachrichter dieser freien Stadt, und die Sängerin des Blutliedes ist Agathe meine einzige leibliche Tochter.

(Das Orchester im Tanzsaale begann nun einen wilden rauschenden Walzer zu spielen.)

Meister. Doch hört, der Ball beginnt. Kommt mein lieber Doppelbruder! Euch soll die Ehre werden mit Agathen den muntern Reigen zu eröffnen; schaut nicht so scheel, glaubt mir, Agathe ist ein wackeres,

deutsches Mädchen, eine Jungfrau hold und rein, auch vielleicht besser wohl als manches hofmäßig Edelfräulein, wenn eines Henkers Tochter auch nur.

Mit diesen Worten zog Schwertburg unsern Helden in den Tanzsaal, und sogleich standen beide vor — Agathen.

Himmlische Mächte, welch' ein Wiedersehen! — auch Agathe hatte den Ritter, als er ehevor unter die Thüren des Saales getreten war, glücklicherweise, sogleich erkannt. Einer Ohnmacht war die Jungfrau nahe gewesen, doch auch sie, das sinnige starke Mädchen aus der Fremde, hatte indessen Zeit gehabt, nach nöthiger Fassung zu streben, nicht unvorbereitet also von dieser Scene überrascht.

Agathe! sprach der Meister ernst und stolz, Don Alonso de Fogo, der Unserigen einer, heischt die Ehre, mit dir den Ball eröffnen zu dürfen; als Fremder

kömmt ihm das Recht zu, diese Ehre zu erbitten, ihm sein gutes Recht nicht vorzuenthalten gebiethet dir dein Vater.

Ein holdes Purpurroth überflog des vorhin erbleichten Mädchens zarte Wange; bebend both es dem Ritter das Händchen, gierig grief dieser darnach, einen leisen Druck der lieben kleinen Hand fühlte Alonso, — rascher rauschte die Musik, der Jüngling schlang den starken Arm um der lieblichen Jungfrau schlanke Taille, fest drückte er sie an sich, hörbar klopfte ihr Herzchen an seiner Brust, die Sinne drohten zu entfliehen. — Gedankenvoll, leidvoll und freudvoll, jetzt erfüllt von seliger Lust und doch verzweiflungsvoll zugleich schwebte Alonso mit Agathen — nein er tobte durch den Saal. — Fürwahr ein edel schönes Paar! — flüsterten sich männliche und weibliche Gäste zu; profanere Andeutungen erlaubte sich, wenn auch leise, der gemeinere Henkertroß.

Zweiter Abschnitt.

1.

Der dem Henkermahle gefolgte Henkerball both Agathen und Alonso'n wahrlich keine Gelegenheit dar, sich zu verständigen und mit Ruhe zu unterreden; das Pärchen war zu sehr beobachtet von allen Seiten, zu sehr überrascht und befangen von heftigen, wechselnden Gefühlen, als daß es hätte dazu kommen können.

Ein Theil war dem andern eine unverhoffte schreckbar' und doch sehnlich erwünschte Erscheinung geblieben; furchtbar wonniglich rauschte jene Ballnacht dahin, man wußte nicht wie man gefunden, nicht wie man wieder sich verloren hatte.

Psychisch und physisch erschöpft hatte Alonso nach beendigtem Balle etliche Stunden geschlummert; als er erwachte, wurde es ihm, nach und nach nur, klar, daß alle am vorigen Abende von ihm erlebten seltsamen Ereignisse kein Traum, sondern entsetzliche Wirklichkeit gewesen.

Was nun zu thun, was zu unterlassen in solch' ganz eigenthümlicher Lage? — Diese war die gewichtige Frage, welche sich der Ritter bei kälterm Blute nothwendigerweise selbst setzen mußte.

Wohl mahnte dringend der Verstand: Später Sprosse eines uralten edlen Geschlechtes, welches seine Ehre stets unverletzt erhalten, du der Enkel jener Helden, welche Portugalls siegreiche Flotten führten und dem Vaterlande als Feldherrn glänzende Siege erkämpften, du, dessen Vater als des glücklichen König Emanuels Admiral

mit dem großen Vasco de Gama den Seeweg nach Ostindien entdeckte, fliehe, fliehe schleunigst, so weit dich die Beine tragen, denn sie hatte recht diese Agathe: Nie, nie, in aller Ewigkeit nicht kannst du der Ihrige werden — du, Portugalls stolzer ältester Grand, der Gatte einer deutschen Henkerstochter? — himmlische Mächte! bewahret meinen Verstand bei dem entsetzlichen Gedanken: Meine Schilde würden sie zertrümmern, mich schimpflich bei'm Turniere von den Schranken weisen und gemeine Troßbuben würden jubeln ob meiner schrecklichen Schmach.

In dieser Weise sprach des Helden Verstand in der That recht verständig, allein dessenungeachtet hatte er einen schweren Kampf zu bestehen und zwar mit Alonso's eigenem, in heißen Flammen Lieb'erglühendem, Herzen, und daß der gute Verstand in solchem Streite beinahe immer

den Kürzern zu ziehen pflegt, wer wüßte es nicht? —

Einmal, nur einmal noch will ich es sehen das anmuthig' holdselige Mädchen aus der Fremde — diese Idee erwachte, wuchs in Momenten heran zur gewaltigen Riesin und warf im Nu die herrlichsten Reflexionen alle über'n Hauf'.

2.

Schamerglühend und zögernd erkundigte sich Alonso bei seinem Wirthe nach des Nachrichters Behausung, dem er, wie er sagte, ein krankes Pferd in die Kur zu geben gedenke.

Laut lachend erwiederte der Wirth: Mein theuerster gnädiger Herr! mit solchen Dingen befaßt sich unser Meister Kaspar nicht, ein absonderlicher Kautz, — keck und stolz wie er ist, möchte man ihn eher für einen Fürsten als für einen Henker halten; solchen

Nachrichter giebt es nimmermehr im ganzen deutschen Reiche, und für Jedermann bleibt der Mensch ein Räthsel.

Nichtsdestoweniger beharrte unser Held auf seinem einmal gefaßten Entschlusse, den Nachrichter in seiner Behausung besuchen zu wollen und wurde demnach, seinem Verlangen gemäß, bedeutet.

Wohl eine starke Stunde von den Thoren der freien Reichsstadt N— entfernt, erhob sich, in Mitte eines düstern, aber sich dennoch selbst im tiefen Winter höchst romantisch darstellenden, Föhrenwaldes, auf einer schrofen Felsenhöhe eine höchst geschmackvoll im italienischen Stiele erbaute Villa.

Hieher hatte man Alonso gewiesen, doch er glaubte in der Irre zu wandeln, denn nimmermehr, dachte er, kann diese des Henkers Behausung seyn. — Deßungeachtet stieg der Ritter den schmalen, in Schlangenwindungen durch englische Anlagen zur Villa führenden

Felsenpfad hinan; Bescheid hier zu erhalten konnte er wenigstens hoffen.

Jetzt hatte unser Held die Pforte des Landhauses erreicht, unter welcher er von einem feinen Diener empfangen wurde.

Haußt in dieser Gegend nicht irgendwo, fragte Alonso etwas betreten, Meister Schwertburg? —

Ihr befindet Euch, mein Herr! erwiederte freundlich der Diener, an Eurem Ziele, ich gehe, um sogleich dem Meister, meinem Herrn, Euch zu melden — und mit diesen Worten lief der flinke Bursche von dannen.

Unser Held sah sich um; er stand im Erdgeschoße der Villa in einer hohen Vorhalle; die Vertäfelung der Wände bestand aus blinkenden spiegelglatten Marmorplatten; aus des Gewölbes Mitte senkte sich ein großer zierlicher Kronleuchter hernieder; in den Nischen des Gemaches waren sehr wackere Statuen aufgestellt.

Wohl war Alonso gewohnt in den Pallästen hoher Herrschaften und vornehmer Gesandten solche Vorhallen zu treffen, allein er befand sich hier denn doch in dem Hause eines Henkers? — kopfschüttelnd fuhr der Ritter mit der flachen Hand über die hohe Stirne, als ob er sich überzeugen wollte, daß er wache.

3.

Der Diener kehrte zurück. Der Meister erwartet euren angenehmen Besuch, gnädiger Herr! sprach der Mensch, indem er eine Thüre öffnete und unsern Helden über eine breite Marmeltreppe ins obere Stockwerk in ein wirklich prachtvolles Gemach leitete, unter dessen Eingang Meister Schwertburg den Granden empfing.

In ein kostbares, aber nichtsdestoweniger etwas phantastisch angeordnetes, Morgengewand war die männlich schöne, gewaltige Gestalt des Meisters, welche in diesem Costüme

ungefähr das Ansehen eines reichen ungarischen Magnaten hatte, gehüllt.

Es lag etwas feierlich ernstes in der Art, in welcher sich Alonso von diesem Schwertburg aufgenommen sah.

In ein geräumiges und beinahe fürstlich ausgestattetes Gemach eingetreten, nöthigte der Meister seinen Gast auf einem, mit schwarzem Sammt und reich mit Gold verbrämtem, Divan Platz zu nehmen; Diener trugen Morgen-Erfrischungen auf, wie man sie nur in den vornehmsten Häusern zu serviren pflegt.

Als sich die Männer allein befanden, nahm Schwertburg das Wort in folgender Weise:

Herr Ritter! sprach der Meister, ein ungewöhnlicher Zufall, ein seltsamer Irrthum führten uns gestern zusammen, Ihr wurdet unwillkührlich der ungeladene Genosse eines Henkermahls; allein daß hier noch ein anderer, weit seltsamerer mir aber auch bei weitem un-

angenehmerer Zufall obwalten konnte, hätte ich gestern Abends wahrlich nicht geahndet und dennoch ist es demalso. Meine Schwester, eine Wittwe, Frau Wachter genannt, war durch Unpäßlichkeit verhindert, unserm Feste beizuwohnen. Nach Hause zurückgekehrt erzählte ich ihr die vorgefallenen Ereignisse, ich nannte Euren Namen, ich beschrieb Eure Gestalt, aber wie erstaunte, nein — mich richtiger auszudrücken — wie erschrack ich, als ich hörte, daß Ihr meinen Weibsen längst nicht unbekannt gewesen, daß Ihr sogar die Unbesonnenheit begangen, meiner Tochter Liebe zu erklären und ihr Eure Hand anzubiethen.

Hier schwieg der Meister und heftete seinen furchtbaren vernichtenden Blick auf den Ritter; dieser war nicht vermögend zu antworten.

Eine lange Pause erfolgte, dann erhob sich Schwertburg. In stolzer, wir möchten

sagen majestätischer Haltung stand er da; seine erhabene Gestalt schien sich ansehnlich zu verlängern; wilder blitzte des schrecklichen Mannes großes schwarzes Auge und leidenschaftlich bewegt rief er plötzlich aus:

Stolzer Grand des stolzen Portugalls hebe dich — ich rathe es dir — hebe dich hinweg aus diesen Gauen, wenn dir dein Leben lieb; ein weiblich' Kleinod ist meine Agathe — Himmel und Hölle! nein deine Beischläferin wird die Jungfrau niemals werden, dafür ist sie, wenn auch eines Henkers Tochter nur, viel zu gut, und recht hat das Mädchen, nie, nie und in Ewigkeit nicht kann sie die Deine werden, denn einer der unserigen nur, in des Wortes strengstem Sinne, ein Henker nur, wenn er sein blutiges Meisterstück vollbracht, führt Agathen zum Altar, so wahr als mir Gott gnädig seyn möge! — darum Fremdling! fliehe, fliehe, fliehe in dieser Stunde noch, oder

fürchte des beleidigten Vaters fürchterliche, — fürchte blutige Rache! —

Der Meister schwieg hier, schritt aber, noch immer in heftiger Aufregung, mit hastigen Schritten durch's Gemach. — Eine abermalige bedeutsame Pause fand statt.

4.

Alonso starrte, wie gedankenlos, schweigend vor sich hin, da fiel sein Auge unwillkührlich und plötzlich auf ein ihm gegenüber an der Wand hängendes Gemälde; es war Agathens Bildniß, von eines Meisters Pinsel unübertreffbar dargestellt.

Mild flehend blickten die frommen blauen Augen der Jungfrau auf den Ritter hernieder, lieblich und rührend lächelte der kleine feine Mund, ängstlich schien sich der keusche Busen zu heben, die runden zarten Händchen waren, wie zum Gebethe, gefaltet. — Da durchzückte

es den feurigen jungen Granden ganz wunderseltsamiglich, seine Wange färbte sich höher, eine eigenthümliche Unruhe verbreitete sich über sein ganzes Wesen, unverkennbar kämpfte seine Seele; Liebe, glühend heiße Liebe zu Agathen, dem unwiderstehelich' lieblichen Mädchen, gewann die Oberhand; ein kühner, ein schneller, ein entsetzlicher aber ein fester Entschluß kam zur Reife.

In der Stimmung des Laertes beim Schakespeare, als er ausruft: „Ich trotze der Verdammniß!" sprang Alonso von seinem Sitze auf, und krampfhaft Schwertsburgs Arm erfassend, schrie er wild auf: Meister, Blutrichter! ich bin dein, auf ewig dein — ein Henkersknecht will ich werden, will radebrechen, foltern, Köpfe abschlagen — feierlich schwöre ich dir — kein Henker soll mich an kalter Ruhe und Kunstfertigkeit übertreffen, aber Agathe sey der

Preiß; im Namen Gottes! — nur Agathen gebt mir zum Weibe. Eure Weigerung kostet mich das Leben nicht allein, es handelt sich, ich fühle es in des Herzens Tiefe, es handelt sich um meine ewige Seligkeit.

5.

Mit Ruhe hatte der Meister den brausenden Granden angehört; mit einem langen vielsagenden Blick maß er ihn dann, endlich aber sprach er feierlich ernst: Jüngling! wenige Stunden nur kenne ich dich, aber glaube, mir wohnt nicht gewöhnliche Menschenkenntniß bei, deine Liebe zu Agathen gleicht einer wilden, alles verzehrenden, Flamme, und ich denke, weniger, als eine mild wärmende Gluth solle nimmermehr aus der Flamme werden, denn ein Kleinod ist mein Mädchen, dessen Werth selbst der Leichtsinnige nie würde ganz verkennen können. — Einen Mann seltenerer Art verräth dein Entschluß;

aus den nächsten Umgebungen eines der höchsten königlichen Thronen freiwillig als Henkersknecht herniedersteigen zum blutigen Schaffot, fürwahr ein solcher Entschluß deutet auf eine Liebe, welche über die Sterne reicht, und ich habe Ursache mich für überzeugt zu halten, daß in *Agathens* Busen eine Flamme für dich glüht, die an Heftigkeit deinen eigenen Gefühlen nichts nachgiebt. Wohlan denn — ich achte dich meines Vertrauens werth, so wisse denn junger Mensch! auch ich stamme aus einem Geschlechte, welches dem *deinen* an hohem Alter, Berühmtheit und Adel zum wenigsten gleichsteht, oder dasselbe vielleicht noch übertrifft. Im Besitze großer Reichthümer, an einem der bedeutsamesten deutschen Höfe durch Würden und Ansehen ausgezeichnet im höchsten Grade, vermochte auch mich eine heftige, die heftigste aller Leidenschaften, herniederzusteigen in der Henker, vom großen Vorur-

theile tief verachteten, Stand*), alles sollst du erfahren, du sollst dich überzeugen, daß es ein ebenbürtiges Fräulein ist, dem du deine Hand zu reichen gedenkst, übrigens Jüngling! glaube nicht, daß es dem Berufe, dem du dich zu weihen gedenkst, an eigenthümlichen Reizen gebricht. Eine traurige Wahrheit ist es, aber eine große Wahrheit in der That, der Mensch, und gerade der Mensch von besserm Stoffe am häufigsten, stellt eine Mischung von Engel und Bestie dar; der Mensch ist — die Form der Zähne beweist es — ein geboren fleischfressend Thier, und demnach, wie die fleischfressenden Bestien alle, lüstern nach Blut. — Mit Widerstreben und Grauen ergriff ich das Richtschwert, aber bei Gott! mein Sohn —

*) Wir werden die nicht uninteressanten Schicksale und seltsamen Abentheuer des Meister Schwertburgs in der Folge in einer eigenen Erzählung, betitelt: „der Nachrichter" mittheilen.

der Meister sprach das folgende mit wild funkelnden Augen und erhobenem Tone — einmal nur hatte ich gerichtet, ein Menschenhaupt erst war durch meines Schwertes Streich gesunken, da begriff ich die gräßliche Freude, die höllische Lust, welche Blutvergießen gewährt, und mit glühenderer Sehnsucht als der Bräutigam die Hochzeitsnacht erwartete ich seitdem stets die Wonne, wenn mein Schwertlein singen durfte; neunzig und drei Köpfe schon sind gefallen durch mich nach sogenanntem Urtheil und Recht; laß fallen sieben Köpflein noch, sieben blutige Häupter nur durch den Flammberg mein, dann sind es hundert gerade, ja, ja, hundert eine schöne gerade Zahl! und die blutige Doktorwürde ist mein — ein blutiger, ein echter Doktor fürwahr ha, ha, ha!

Es war ein schreckliches, ein furchtbares Lachen, welches unverkennbar von momen=

tanem Wahnsinne ergriffen, der Meister erschallen ließ, indem er zugleich anhub in ganz seltsamer Weise die Stube lang zu tanzen, ein Benehmen, welches von einem bereits ältlichen und ernsten Manne, dessen Gestalt das Gepräge einer gewissen Majestät offenbarte, ausgeführt, einen ganzen eigenen Eindruck auf unsern Helden hervorbrachte; Fieberschauer rüttelte Alonsos Glieder und schaudernd schaute er dem tollen Treiben des Meisters zu.

6.

Nach einigen Minuten fieng Schwertsburg an sich wieder zu fassen und zu seinem gewöhnlichen Ernste zurückzukehren, der mit seiner vorigen kurzen Lustigkeit, sonderbar genug, kontrastirte.

Laßt Euch nichts befremden Herr Ritter! sprach der Meister nun, es wandeln mich oft seltsame Launen an, aber es geht stets

schnell vorüber; erlaubt, daß ich mich ein wenig draussen in der frischen Luft erhole, denn mir ist etwas unwohl, ich bin bald wieder bei Euch.

Mit diesen Worten verließ Schwertsburg, ohne erst seines Gastes Antwort zu erwarten, schleunigst das Gemach und die Todtenblässe, welche des Meisters Antlitz bedeckte, bezeugte nur zu deutlich, daß das vorgeschützte Uebelbefinden kein leerer Vorwand sey.

Alonso war nun allein und die so eben vorübergegangenen Scenen gaben ihm zum ernsten Nachdenken reichlichen Stoff. Ruhiger geworden vermochte unser Held freilich nicht ohne Entsetzen an sein dem Meister feierlich abgelegtes Versprechen zu denken, und er hub jetzt in der That an zu wanken und zu fürchten, er werde nicht stark genug seyn, sein, in einer ihm nun selbst unbegreiflichen, zu leidenschaftlichen Aufwallung gegebenes Wort lösen zu können, allein während dieses Zagens fiel des Jünglings

Blick wieder auf Agathens Bildniß und schneller Muth kehrte in seine Brust zurück; mit verschränkten Armen stellte er sich vor das liebe Bild und dasselbe mit glühenden Blicken verschlingend, vermochte er an nichts anderes mehr als an das wunderholde sinnige Mägdlein allein zu denken.

Geraume Zeit mochte Alonso in dieser Lage verweilt haben, als die Thüre des Gemaches geöffnet wurde und unser Held leise Tritte vernahm; er wandte sich um und Agathe, hoch erröthend und sichtbar bebend, stand vor ihm.

Auch Alonso war betreten und nicht sogleich im Stande die Jungfrau anzureden; so stand das Pärchen wohl etliche Minuten schweigend einander gegenüber; jeder Theil scheute sich des andern Augen zu begegnen.

7.

Es war Agathe vorerst, welche einige Fassung wieder erlangte. Mit zitternder

Stimme hub das liebliche Mädchen an: Don Alonso! eine unsägliche Angst trieb mich hieher; mein Vater — nicht vermag ich es Euch zu verbergen — nicht oft, aber zuweilen doch pflegen sich seine Sinne gar seltsam zu verwirren, — eigenthümliche Phantome pflegt sein aufgeregter Geist dann zu verfolgen, — ein Conflict der schrecklichsten Lebensschicksale, mir selbst nicht genau bekannt, brachte ihn dahin. In einer solchen Stimmung nun trat der Vater vorhin in mein Gemach, — er sagte mir Dinge von Euch — er sprach von einem Entschlusse — nein Don Alonso! nicht vermag ich seine Worte zu wiederholen, aber nicht wahr Ritter! es redete der Wahnsinn aus meinem unglücklichen Vater, nicht wahr, Ihr versteht mich nicht? ich beschwöre Euch, sagt daß Ihr mich nicht versteht? —

Wohl mein angebethet' Mädchen! erwiederte unser Held, verstehe ich dich; nicht

Wahnsinn sprach aus deinem Vater, — dich zu besitzen Agathe! würde ich der Hölle trotzen, kein Opfer fällt mir zu schwer — Mädchen! meine Liebe ist keine dieser Erden, o vermöchtest du mich zu begreifen.

Sehnsüchtiglich und unwillkührlich streckte der Jüngling die Arme nach der Jungfrau aus, nicht länger blieb das Mädchen Meisterin seiner selbst; laut schluchzend und mit dem Ausrufe: Alonso! auch ich liebe dich mehr als mein Leben — sank es an des Ritters Brust. Agathe! mein Leben, mein Himmel! lispelte der Jüngling, indem er die Jungfrau heftig an sich preßte; die Lippen, die glühend' heißen der Glücklichen, fanden sich, — eine stumme, lange aber überselige Umarmung, eine überirdische unauflösbare Seelenverkettung erfolgte.

Sich sanft aus des Ritters Armen los machend, sprach Agathe nach dieser langen Pause mit mildem Ernste, aber innig: Don

Alonso! ohne Ziererei bekenne ich es, eine Verbindung mit Euch bleibt meines Lebens sehnlichster Wunsch, aber wahrlich nicht möchte ich mein höchstes Glück erkaufen um jenen entsetzlichen Preiß; glaubet mir Ritter! nur die roheste Natur und ein versteinertes Herz mögen, wenn auch wie sie zu sprechen pflegen: „nach Urtheil und Recht" im Stande seyn, systematisch Brüder zu morden; den Mann von Bildung und Gefühl kann nur halber Wahnsinn zu solchem Berufe leiten, dessen Ausführung ihn nothwendig zur völligen Raserei führen muß. Leider ist es wahr, ich bin eines Henkers Tochter, aber bei Gott! eines Henkers, wenn auch eines geliebten Henkers Gattin möchte ich nicht viel lieber werden, dann jene eines Räuberhäuptlinges, —

Heftig bewegt und abermals weinend warf sich Agathe wieder in Alonsos Arme, und dieser von des Mädchens sinnigen Be-

merkungen getroffen, machte sich in Geheim bittere Vorwürfe ob des furchtbaren feierlichen Schwures, welchen er ehevor in höchster leidenschaftlicher Hitze so unbesonnen dem gräßlichen Meister geleistet.

Plötzlich trennten zwei starke Arme die Liebenden; Schwertburgs gewaltige Gestalt mit seinem leichenblassen Antlitze stand zwischen ihnen. Oho, rief der Meister mit seiner dumpfen Baßstimme, oho! Kinderchen! so ist es nicht gemeynt, ja, ja Bruder Jogo! Agathe werde dein, aber mit Blut, wie gesagt, sollst du mir mein Kleinod abkaufen; nach bestandenem Meisterstücke und nicht früher, verstehst mich, besteigst du den Torus, oder nimmermehr. —

Schwertburg sprachs, ergriff des Ritters Hand und zog den Betäubten aus dem Gemache; Agathe aber sank schluchzend, verzweiflungsvoll und halb ohnmächtig in den Divan.

8.

Der Meister führte unsern Helden in eine andere Stube, in welcher sich die Männer zusammen einschloßen. Nach einer geheimen Unterredung mit Schwertburgen, welche ein paar Stunden dauerte, verließ Alonso desselben Behausung, ohne ehevor Agathen noch einmal gesehen zu haben und kehrte in die freie Reichsstadt N— zurück, aus welcher er schon des andern Tages in aller Frühe plötzlich abreiste.

Der Ritter begab sich nun vorerst nach A— einer andern von N— ungefähr dreißig Meilen entlegenen großen Stadt. In A— angekommen entließ Alonso seine ganze Dienerschaft, veräußerte schleunigst seinen Reisewagen und andere ihm lästige Dinge, und es war kaum eine Woche erst seit unseres Helden erstem Besuche in Schwertburgs Villa verstrichen, da erschien Alonso in derselben zum zweitenmale und nun zwar

in einem ganz einfachen und unscheinbaren Anzuge.

Die holde Agathe hatte des Geliebten Rückkehr geahndet und dieselbe eines Theils sehnsuchtsvoll gewünscht, andern Theils aber in Bangigkeit gefürchtet; Alonsos nunmehrige Gegenwart erfüllte das Mädchen wieder mit Lust und Wonne, Angst und Schmerz zugleich.

Mögest du Allgütiger! bethete die fromme Jungfrau inbrünstig zum Himmel, mögest du alles zum Besten wenden, und den edelsten der Männer vor jenem schrecklichen Opfer, vor dem Abgrunde wahren, an dessen Rand ihn die heißeste, die hochherzigste und edelste aller Leidenschaften allein nur geführet hat.

9.

Obwohl wir uns bereits ausgesprochen haben, Meister Schwertburgs eigenthüm-

liche Lebensgeschichte selbst erst künftig mittheilen zu wollen, so müßen wir uns dennoch — um die gegenwärtige Erzählung nicht zu sehr in mystisches Dunkel zu hüllen. — herbeilassen, einige seiner Verhältnisse und jene seines Hauses im allgemeinen etwas näher zu beleuchten.

Der Meister war in jeder Hinsicht ein sehr gebildeter und unterrichteter, in mancher sogar ein gelehrter Mann. Botanik, Arzneikunde, Chirurgie, Anatomie, Physik und Chemie waren seine Lieblingsstudien, die er fortwährend mit Liebe und Eifer trieb und in welchen er große Erkenntnisse sich zu eigen gemacht hatte.

Als Henker blieb Schwertburg eigentlich doch nur Amateur, denn er hatte lediglich nur eine rasende Passion, verurtheilten armen Sündern die Köpfe wegzuputzen, in welcher Fertigkeit er es zu einer wahren Virtuosität gebracht hatte. Da nun von dem hoch-

weisen Magistrate der freien Reichsstadt N— das ihm zustehende jus gladii mit großer Regsamkeit ausgeübt wurde, so hatte Schwertsburg diesem löblichen Magistrate, bereits vor einer Reihe von Jahren, als gewandter Kopfabschneider seine Dienste angebothen, welche auch angenommen wurden, und daß es unserm Meister selten lange an Arbeit fehlte, dafür wußte der hoch = nothpeinliche Gerichtshof der freien Stadt des heiligen römischen Reichs zu sorgen.

Uebrigens war Schwertburg ein mehr als wohlhabender Mann, er verschmähte jeden Gehalt und diente der freien Stadt lediglich honoris causa, ein Umstand, den sich die freie Stadt auch recht gerne gefallen ließ, und dafür ihren Meister Kopfabschneider mit ungewöhnlicher Auszeichnung behandelte. Zur Besorgung der anderweitigen unsäuberlichen Henkerfunktionen war ein besonderes Sub-

ject angestellt, mit welchem Meister Schwertburg durchaus in keiner Verbindung stand.

Der seltsame Nachrichter verließ die von ihm selbst erbaute geschmackvolle Villa äußerst selten und gewöhnlich nur dann, wenn ihn sein entsetzlicher Beruf in's Criminalgefängniß und von dort mit seinen unglücklichen Opfern aufs Schaffott führte. Ausserdessen beschäftigte sich Schwertburg stets in seinem Laboratorium mit anatomischen Präparaten, physikalischen Experimenten und chemischen Prozessen. Besuche erhielt der Meister von Niemanden, denn wen hätte auch die Lust anwandeln können, mit solchem unheimlichen Manne in nähere Bekanntschaft treten zu wollen. Schwertburgs wenige Dienerschaft aber bestand aus vertrauten, ihrem, für sie sehr gütigen Herrn, blindlings ergebenen Leuten.

Was nun unsere Agathe betrifft, so hatte dieselbe bereits als ein zartes Kindelein

ihre Mutter verloren, und wurde von dieser Zeit an in weiter Ferne, in einem lediglich für adeliche Fräulein bestimmten Institute erzogen; das Mädchen konnte, als es älter wurde, sich weder an die Gestalt der Mutter, noch an jene seines Vaters erinnern, doch sagte man, daß dieser, ein reicher adelicher Gutsbesitzer, auf einer großen ihm gehörigen Hofmarke lebe.

Agathens körperliche und geistige Ausbildung entsprach den kühnsten Erwartungen mehr als vollkommen, noch im Institute war das Mädchen Jedermanns Liebling; allein zur Jungfrau nun kaum herangereift, erfaßte Agathe eine ungemeine Sehnsucht nach der Heimath und dem unbekannten Vater; sie schrieb diesem die beweglichsten Briefe, in welchen sie stets nichts anderes bath, als sie nach Hause nehmen.

Endlich erhörte der Vater der Tochter Bitten; plötzlich erschien Madame Wachter,

Agathen in die Heimath abzuholen; laut jubelte das fröhliche Mädchen.

Die Reise gieng rasch vor sich, nach Verlauf etlicher Wochen hatte man Schwertsburgs Villa erreicht; innig bewegt warf sich Agathe in des Vaters Arme und auch diesen überwältigte sein besseres Gefühl bei'm Anblick des einzigen, zur herrlich' blühenden Jungfrau herangewachsenen Kindes; es traten nach langen vielen Jahren zum Erstenmale wieder Thränen in des alten Mannes Augen.

Allein nicht lange konnte der schreckliche Beruf des Vaters der Tochter verborgen bleiben; Agathen überraschte die gräßliche Entdeckung ganz unvorbereitet und das sinnig zarte Mägdlein entsetzte sich ob derselben so sehr, daß es in ein hitziges Nervenfieber verfiel. Die Jungfrau genaß zwar von der hartnäckigen Krankheit, allein dieselbe ließ eine allgemeine bedenkliche Schwäche zurück

und die Aerzte riethen dringend den Gebrauch der Heilquelle zu P— an.

In welcher Weise der portugiesische Grand an dem Badeorte Agathens Bekanntschaft machte, haben wir bereits vernommen. Uebrigens hatte Madame Wachter die Würde der Tante zu P— lediglich usurpirt, sie war nichts mehr und nichts weniger als eine alte verläßige Dienerin Schwertburgs, die sich zwar auch jetzt in der Villa befand, aber daselbst eine sehr untergeordnete Rolle spielte, denn hier galten einzig und allein des Meisters ernster Wille und unumstößliches Geboth.

10.

Also ungefähr waren die Verhältnisse des Haushalts beschaffen, in welchen Alonso als gastliches Mitglied eintrat.

Meister Schwertburg zeigte sich gegen seinen neuen Zögling sehr gütig; unser Ritter brachte des Tages meiste Stunden in des-

selben Laboratorium zu und der Jüngling mußte sich bald genug gestehen, es gehörten diese Stunden nicht unter die uninteressantesten seines Lebens.

Alonso war wißbegierig; das Studium der Astronomie, Physik und Chemie zog ihn vorzüglich an, und Schwertburg war ein Lehrer, welcher mit dem Ernsten Anmuth zu verbinden verstand.

Uebrigens wußte es der Meister so einzuleiten, daß ausser dem Mittagsmahle der Ritter mit Agathen selten zusammen und noch seltener allein zusammen kam, doch solch' erhabener Liebe genügte, vorerst den geliebten Gegenstand täglich einmal, wenn schon auch nicht ohne Zwang zu sehen.

Indessen war der junge Lenz mit allen seinen eigenthümlichen Reizen erwacht und Schwertburg war billig genug, dem Lehrling zuweilen einen kurzen Spaziergang an Agathens Seite durch die Schlangengewinde

des die Villa umgebenden, höchst romantischen, Forstes zu gestatten.

O Himmel! welche Hochgenüsse gewährten diese sparsamen Promenaden unserm Paare; in ihrem ganzen bezaubernden Rosengewande nahete ihm die so oft geprießene güldne Zeit der ersten Liebe; mit jedem Tage lernte man besser sich verstehen, höher den wechselweisen gediegenen Seelenwerth schätzen; hatte Alonso gegen Fenisen dereinst Wankelmuth bewiesen, so trug seine echte innige Liebe zu Agathen nur um so unverkennbarer nun den Typus steter Treue, ja er war sogar aufrichtig genug — ob er wohl daran that, will man hier nicht untersuchen — Agathen sein einstiges Verhältniß zu jener Donna zu gestehen. Die deutsche Jungfrau schauderte ob der Charakterschilderung, welche der Ritter mit kräftigem Pinsel von der wilden Leidenschaftlichkeit der Portugiesin entwarf, und gerne verzieh Agathe dem

Geliebten eine Verirrung, deren Grund in einer jugendlichen Schwärmerei und Täuschung lag. — Wie viele Verirrungen der Vergangenheit muß weibliche Liebe aber schon verzeihen und welche der Art verziehe sie auch nicht! —

Geraume Zeit hatte nun Alonso bereits in Schwertburgs Laboratorium gearbeitet, allein nimmermehr hatte der Meister jener gräßlichen Bedingung wieder erwähnt, nach deren Erfüllung allein der Ritter einst hoffen sollte, seine heiße Liebe zu Agathen durch eheliche Verbindung gekrönt zu sehen. Unser Held machte sein Mädchen auf diesen Umstand aufmerksam und folgerte auf glückliche Vergessenheit der Bedingung von Schwertburgs Seite, allein schmerzhaft lächelnd erwiederte die Jungfrau: Edler Alonso! Ihr wißt, wie ich von der Sache denke, nicht inniger als ich selbst könnt Ihr wünschen, es möchte also seyn, wie Ihr

höfft, aber ach! Ihr kennt meinen Vater noch nicht; Monden lang stellt er als der sanfteste, vernünftigste, liebwertheste Greis sich dar, allein es bedarf nur eines geringen Impulses, seine fixe unglückliche Idee anzuregen und sogleich braußt sein Wahnsinn toller auf dann je.

11.

Agathe hatte nur zu wahr gesprochen.

Eines Tages war der Meister schon früh Morgens zu einer Gerichtsperson nach der Stadt beschieden worden und kehrte erst gegen Mittag wieder in die Villa zurück.

Eine hohe Gluth brannte auf Schwertsburgs ansonsten geisterbleichen Wangen; er aß nicht, und war ungemein zerstreut. Alle schwiegen, Niemanden ahndete Gutes, ängstlich blickten sich Alonso und Agathe an.

Nach beendigtem Mittagsmahle zog der

Meister den Ritter ins Laboratorium; die Thüren desselben wurden — es war lange nicht geschehen — verschlossen.

Nun Geselle! hub Schwertburg an, wie steht es; liebt Ihr noch mit solch' wild jugendlicher Gluth Agathen? — bleibt es noch Euer Ernst, des Mägdleins Hand zu verdienen? — wollt Ihr lösen als Ehrenmann Euer Wort? He, he —

O Gott! seufzete Alonso tief erschüttert.

Wohl, wohl, erwiederte der Meister seltsam lächelnd, ich verstehe, es ist alles bei'm alten noch, nun mir lieb, recht gut — Geselle! jubilire, dein Stündlein schlägt, Agathen sollst du verdienen, — mit deinem Meisterstücke sie verdienen. Höre nur: Sie haben drinnen in der Stadt ein Weibsstück sitzen, die hat ihren Gatten ermordet; die Sache ist ganz klar, selbst das eigene Geständniß schon vorhanden; nichts bleibt gewisser: in drei, höchstens vier Wo=

chen muß sie dran. Ich war im Gefängnisse, habe die Maleficantin gesehen — nein Junge! ich sage dir, solch' ein Hals ist mir nimmermehr vorgekommen, so war ich lebe, ganz erschaffen fürs Schwert, hoch aus den Schultern heraus, jedes Aederchen sichtbar, die Haut fein wie Sammt — hi, hi, hi! Junge! ich beneide dir deinen Ehrentag, ja Herzensjunge! wenn du es nicht wärest, ich wüßte zum Teufel nicht, ob ich dir solchen Hals überließe — hi, hi, hi! eine wahre Wohllust muß es seyn, den durchzuschneiden, und ein Blut muß strömen aus diesem Hals, roth, roth, rosenroth und heiß, ganz glühend heiß — hi, hi, hi! —

Der Meister erhob hier eine wilde, widerliche Lache und Alonso schauderte sichtbar.

Mit einem langen furchtbaren Blicke maß jetzt Schwertburg den unglücklichen Jüngling, dann fragte er mit eisig kaltem Tone: Was ist das Herr Ritter! seyd Ihr etwa eine

Memme, gereut Euch Euer Schwur, wollt Ihr Agathen nicht besitzen? — o sagt es nur frisch, ganz gerade heraus. — In Alonsos Muth Zweifel setzen, dieses hieß seine schwächste Seite treffen. Heftig rief er aus: Ich bin ein Mann; ich halte mein Wort; mein, mein um jeden Preis muß Agathe werden, ich bin zu allem bereit.

Nun, nun, nur nicht so wild mein Söhnchen! nahm der Meister, schnell wieder besänftiget, das Wort, wußte ich es ja doch wohl, daß du ein muthiger frischer Junge seyest, na warte, du sollst sehen, 's ist ein recht lustiger Spaß, ein wahres Kinderspiel — um das Halsabschneiden.

Der Nachrichter schloß, nachdem er also gesprochen, einen Wandschrank auf und nahm aus demselben ein schweres breites Richtschwert heraus. Mit einem ganz eigenthümlichen Wohlgefallen und einem seltsamen Eifer zeigte der Meister seinem Schüler nun, wie man das

gräßliche Instrument erfassen, wie man aus-
holen und dasselbe überhaupt handhaben müsse.

Alonso, von zarter Jugend auf, zu
Turnier-Spielen eingeübt und mit Führung
aller Arten Waffen vertraut, stellte sich schick-
lich genug an und einige Versuche gelangen
bald so sehr zu des alten Schwertburgs
Zufriedenheit, daß der aberwitzige Greis seiner
tollen Freude nicht Einhalt zu thun vermochte.

Bis spät in die Nacht hinein wurden
die Uebungen fortgesetzt und erst als un-
ser Held, gänzlich erschöpft, die Arme nicht
mehr zu brauchen vermochte, sprach der Mei-
ster: Nun mein Sohn! mein theurer Bru-
der! — geht zu Bette, es mag für heute diese
erste Uebung erklecken. —

Ungemein ermüdet warf sich Alonso auf's
Lager, allein Fieberfrost schüttelte seine Glie-
der, seltsame Phantome gaukelten vor seinen
geschlossenen, aber heiß ihn brennenden, Augen

umher, vergebens erwartete er wohlthätigen Schlummer.

12.

Von nun an waren in Schwertburgs Laboratorium die Beobachtung der Gestirne, die chemischen Processe und alle übrigen bisher betriebene nicht minder unterhaltliche als lehrreiche Versuche und Studien eingestellt, wogegen von früh Morgens bis zum späten Abende und zwar mit dem größten Eifer die tollen Exerzitien mit dem Richtschwerte fortgesetzt wurden.

Nachdem Alonso die ersten Handgriffe, nach des Meisters Dafürhalten, praktisch hinlänglich eingeübt hatte, mußte der Ritter die Sicherheit des Schwertschlages an Aepfeln, Mohrrüben u. dgl. einzulernen suchen, ja es wurden endlich in einem Nebengebäude der Villa sogar Richtversuche mit lebendigen Geschöpfen, als an Hunden, Katzen ꝛc. angestellt.

So sehr unserm Helden vor solchen Beschäftigungen graute, so mußte er sich doch sehr hüten weder dieses Grauen noch irgend eine Nachläßigkeit sichtbar werden zu lassen, wollte er nicht des Meisters furchtbaren Wahnsinn aufregen.

Bei den täglichen Einschliessungen der Männer im Laboratorium und des Vaters feierlich ernstem, dann Alonsos verlegenem Benehmen, merkte Agathe freilich bald, es gehe irgend etwas Ungewöhnliches vor, allein nicht wagte das Unheil ahnende Mädchen den Geliebten nach dem Geheimnisse zu fragen, und dieser seiner Seits war froh eine solche Frage nicht zu vernehmen, denn nimmermehr hätte er vorerst den Muth gehabt, der Jungfrau die Wahrheit zu gestehen.

Also war die Lage der Dinge beschaffen, als Schwertburg mit dem ihm eigenthümlichen unheimlichen Lächeln eines Tages seinen Schüler in's Laboratorium führte.

In Mitte des Gemaches stand ein hölzerner mit einer niedern Gallerie versehener Stuhl, wie man ihn bei Hinrichtungen durch's Schwert zu gebrauchen pflegt.

Heute lieber Bruder! hub der Meister an, wollen wir einmal eine Hauptprobe halten, denn gleichwie der sinnige Maler nicht immer nach der Gliederpuppe arbeiten kann, so bedarf auch die Einübung unserer Kunst lebendige Modelle; ja, ja Leben, Leben und Natur geht über alles. Hi, hi, hi, ! —

Die letzten Worte sprach Schwertburg wieder in jener Weise, welche stets die nahende Tollheit verkündete, indem er schnell das Gemach verließ.

Alonso gieng unruhig auf und nieder, aber wer beschreibt seinen Schreck, als der Meister nach Verlauf weniger Minuten mit Agathen an der Hand ins Laboratorium zurückkehrte.

Muthig, muthig mein Mädchen, sprach

der aberwitzige Greis, schon im Eintreten, du sollst deinem Geliebten, deinem Bräutigame als Modell dienen; setze dich nieder Agathe! setze dich, o es sitzt sich gar bequem auf dem Stühlchen hier.

Die Jungfrau erbleichte und zitterte heftig und auch um des Ritters Fassung war es geschehen, indessen drückte der Alte Agathen gewaltsam in den Stuhl; rasch und mit gewandter Hand entfesselte er der Tochter üppiges güldnes Haupthaar, dasselbe geschickt über dem Haupte in einen Knoten schlingend, und riess mit wilden Gebehrden der Jungfrau das verhüllende Tuch vom keuschen blendend weißem Busen. Laut schreiend bedeckte Agathe die entblößte Brust mit den kleinen Händen, sie wollte aufspringen, aber der Schreck' hatte ihre zarten Glieder gelähmt; halb ohnmächtig hieng sie im Richterstuhle.

Jetzt wandte sich der Meister zu Alonso, der vernichtet und bebend neben dem Stuhle

stand. Schau' mein Söhnchen, sprach der Alte, indem er unserm Helden das schwere Richtschwert in die Hände schob, schau — gerade so wird die arme Sünderin vor dir sitzen, also mußt du dich stellen, noch ein Bischen mehr links — so recht! ei, ei, welch' prächtig Hälschen hat mein Agathchen, gerade wie die arme Sünderin, recht geschaffen für's Schwert; schau, schau her Söhnchen! hier die dritte Knorpel am Hälschen mußt du — wie ich dir oft schon sagte, treffen, hier gilt es durchzuschneiden, o es bedarf keiner großen Anstrengung; es geht leicht, recht leicht — nur ein geschickter Zug! 's ist ein wahres Kinderspiel; nun mein Söhnchen! so versuche es einmal, hole aus mit dem Schwerte.

Agathe schluchzte leise vor sich hin, das arme erschrockene Mädchen wagte sich nicht zu regen; Alonso stand, das fürchterliche blanke Schwerdt in den schlaff herabhängenden Armen haltend, ganz betäubt und stumm an der

Stelle, wohin ihn der Meister gestellt hatte. — Eine kleine Pause erfolgte.

Warte, warte Geselle! — schrie jetzt der Alte — warte will dir gleich Courage machen — und mit diesen Worten entschloß Schwertburg, immer ungemein geschäftig, einen Wandschrank, nahm aus demselben ein Strohfläschchen heraus und füllte aus demselben ein kleines Glas voll, das er dem Ritter mit dem lachenden Zurufe: Trinke, trinke, mein Söhnchen! trinke! hinreichte. Mechanisch und halb bewußtlos, wie Alonso war, griff er nach dem Gläschen und leerte es mit einem Zuge. — Da wurde dem Jüngling plötzlich ganz seltsam zu Muthe, ein wildes Feuer durchzückte alle, selbst die feinsten Fibern seines Körpers; seine Augen funkelten, es flimmerte ihm vor denselben, eine wilde Wuth, eine Mordlust, eine entsetzliche, ergriff den Unglücklichen; es war ihm als müßte er morden, als müßte er Blut fließen sehen — unaufgefordert schwang

er das Schwert, er zückte — da fiel ihm der Meister laut jubelnd in die Arme: Bravo, bravo, Seelenjunge! schrie der wahnsinnige Alte, bravo — du bist geboren zum Henker, wirst ein Henker werden comme il faut, aber Blitzjunge! reitet dich der Teufel, hättest ja da bald meinem Agathchen, deiner Braut, deiner Blutbraut, blos ihres köstlichen Hälschens halber, den Kopf vor die Füsse gelegt. Du Mordjunge du — hi, hi, hi! — Nun habe ich es dir nicht gleich gesagt, der Mensch sey Engel und Bestie zugleich, hab ich dir nicht gesprochen von der höllischen Lust, welche Blutvergießen gewähre. Hi, hi, hi!

Schaudernd und Geisterbleich schleuderte Alonso das furchtbare Schwert weit von sich; er mußte sich, um nicht zu sinken, am Richtstuhle fest halten.

Agathe war aufgesprungen und laut schluchzend sich an des Ritters Brust werfend rief sie aus: Nein, nein Geliebter! um ein

solch' gräßlich' Opfer mag ich nun und nimmermehr die deine werden, siehst du nun wohl ein, daß ich Recht hatte und daß solch' schrecklicher Beruf zur Raserei führen müßte den Mann von Bildung und Gefühl? —

Der aberwitzige Meister tanzte indessen in wunderlichen Capriolen durchs Gemach, immer das Zeichen, daß sein momentaner Wahnsinn den höchsten Grad erreicht, und laut kreischend sang der unheimliche Greis:

Schwertlein! saug' dich übervoll —
Uebervoll — Ja, ja, ja!
Uebervoll — Juheisa!

13.

Des andern Tages beim Mittagsmahle lagen nur zwei Couverte, das eine für den Meister, für Alonso das andere, weder Agathe noch Madame Wachter waren zu erblicken.

Als man sich gesetzt hatte sprach Schwert-

burg: Aha! Herr Ritter! ich merke wohl, Ihr vermißt die Weibsen? — ja seht mein lieber Bruder! ich habe das Volk auf etliche Tage weggeschickt, mögen einmal eine Luftveränderung machen, denn wenn Männer ernst handeln sollen, taugt der Weiber Gegenwart wahrlich nicht. —

Mit ziemlicher Gleichgültigkeit nahm Alonso heute diese Nachricht hin, denn seit er aus jener unseligen Strohflasche getrunken, blieben sein Geist und alle seine Sinne, nach einer schnell vorüber gegangen wilden Aufwallung, von seltsamer Apathie befangen; wahrscheinlich war es eine Mischung starker narcotischer Säfte gewesen, welche er verschlungen.

Nach beendigtem Mahle ließ sich der Meister also vernehmen: Herr Ritter! — sprach er — Uebermorgen ist Euer Ehrentag; Uebermorgen sollt Ihr Agathen verdienen, Euer Wort lösen, das Meisterstück vollbringen und

— um mich kurz zu fassen — Ihr sollt die arme Sünderin mit dem Schwerte richten. Hört! wie ich mir, Euch soviel möglich zu schonen, alles ausgedacht. Ich weiß wie ich mit meinen gestrengen Herren drinnen in der freien Reichsstadt daran bin, etwas darf ich Ihnen schon biethen. Die Herren sollen es gar nicht wissen, daß meiner Schüler einer an der armen Sünderin sein Meisterstück vollziehen wird, ja es soll bis zum letzten Momente Jedermann der Meynung bleiben, es würde die Execution von mir selbst ausgeführt werden. — Einer meiner vertrautesten Freunde wird demnach Euch unmittelbar von unserer Wohnung zum Schaffote geleiten; ich selbst nehme die Delinquentin im Criminalgefängnisse in Empfang und bringe sie nach der Richtstätte, wo Ihr unser bereits wartet. In meiner Umgebung besteigt Ihr nun mit der armen Sünderin zugleich das Schaffot, aber hütet Euch, das Geschöpf anzuschauen, es möchte

Euch ausser Fassung bringen. Ihr, mein theurer Geselle! bleibt nun abgewendet, das Richtschwert unter dem Mantel verborgen haltend, stehen, bis die Mörderin entkleidet, auf dem Stuhle festgebunden sitzt, und der Spitzwürfel*) ihren Haarschopf erfaßt hat, nun gebe ich Euch einen Wink, Ihr werft den Mantel von Euch, tretet mit dem Richtschwerte rasch hinter den Stuhl, werft einen prüfenden Kennerblick auf des jungen Weibes köstliches Speckhälschen, messet, holt aus und Plautz da liegt es das schöne Frauenhaupt — hi, hi, hi! —

Ohne Schauder und sichtbare Erschütterung, ja schweigend selbst, hatte Alonso Schwertsburgen angehört, allein diese scheinbare Ruhe, welche der Meister sehr fröhlich für baare Münze nahm, durfte lediglich auf die

*) Spitzwürfel wird in vielen Gegenden jener Henker genannt, welcher bei solchen Executionen, als des eigentlichen Nachrichters erster und wichtigster Gehülfe erscheint.

erwähnte Geistesbetäubung unseres Helden gesetzt werden.

14.

Der furchtbare Tag, an welchem der Ritter sein gräßliches Meisterstück vollbringen sollte, war erschienen.

Schwertburg hatte sich, nachdem er seinen Schüler vorerst der Leitung eines bewährten auswärtigen Nachrichters überlassen, schon mit dem frühesten Morgen in die Stadt begeben.

Jener fremde Nachrichter half nun sehr theilnehmend und geschäftig Alonson festlich ankleiden und sprach ihm Muth zu; allein des Ritters Betäubung dauerte noch immer fort; er ließ alles, was man wollte, mit sich geschehen und mehr als einem Opferpriester der Themis glich er solch' unglücklichem Opfer selber.

Eine unermeßliche Menschenmenge umwogte die Richtstätte. Das blanke Schwert im Arme, tief in seinen weißen Rademantel gehüllt,

lehnte Alonso an der Wand jener kleinen Kammer, welche unter Schaffoten angebracht zu seyn pflegt. Horch — jetzt hallten die Glocken der freien Reichsstadt dumpf zusammen; in feierlichem Zuge nahete man langsam mit der armen Sünderin dem Rabensteine.

Nun wurde die Unglückliche durch die Kammer, in welcher sich der Ritter befand, geführt und auf der kleinen Treppe nach dem Schaffote selber geleitet; Alonso wandte das Gesicht ab, um das Opfer nicht zu sehen, welches durch seinen Schwertstreich fallen sollte.

Als die arme Sünderin die eigentliche Richtstätte betreten hatte, vernahm man aus der Menge des Volkes manchen Ruf des Erstaunens und des Mitleids. Ach, welch' herrlich' blühende weibliche Schönheit! — riefen Einige — Und in des Lebens schönstem Alter seufzeten Andere.

Schwertburg nahete unserm Helden; der Meister wollte Alonso wieder aus jener Strohflasche laben, allein unwillig stieß die-

ser das dargereichte Glas zurück, doch folgte er mit dem Muthe der Verzweiflung Schwertburgen aufs Schaffot.

Mit kühner Fassung und stolzer Resignation benahm sich zu Jedermanns Verwunderung die reizende arme Sünderin; sie wurde auf den Richtstuhl gesetzt und festgebunden; alles machte sich sehr rasch.

Alonso stand, wie ihm geheißen worden war, abgewandt; was in seinem Innern vorgieng, ist keiner Beschreibung fähig.

Schon hatte Spitzwürfel den Haarschopf des schönen Weibes ergriffen, da trat Schwertburg rasch zu unserm Ritter: Jetzt, jetzt, jetzt ist's Zeit, brüllte der Meister mit wild rollenden Augen dem Unglücklichen ins Ohr. — Ja, erwiederte Alonso, indem er verzweiflungsvoll den Mantel von sich warf, und das Schwert schwang, ja jetzt ist's Zeit, Gott! stärke mich, es gilt Agathens Besitz.

Rasch schritt hierauf der Ritter zum Richt-

stuhle hin, da fiel sein Blick unwillkührlich auf der armen Sünderin reizendes aber bleiches Antlitz: Jesus! Maria! Joseph! schrie er plötzlich auf, Fenisa!

Alonso! Verräther! — ächzte die Mörderin, indem sie mit Heftigkeit aufzufahren strebte. — Alonso war ohnmächtig einem Henkersknechte in die Arme gesunken, das zunächst stehende Volk hub an zu murren, da entrieß Meister Schwertburg, schnell gefaßt, dem Ritter das Richtschwert, holte aus und trennte mit einem glücklichen Streiche den Kopf der armen Sünderin vom Rumpfe.

Mit grinsendem Lächeln zeigte Spitzwürfel das Blut triefende Haupt dem versammelten Volkshaufen.

15.

Wir glauben dem Leser schuldig zu seyn, vorerst in gedrängter Kürze Fenisas Geschichte liefern zu müßen.

Als Alonso, der Geliebte ihrer Jugend, entflohen war, und sein Treuebruch durchaus nicht mehr zu bezweifeln blieb, kannten die Wuth und der furchtbare Zorn der leidenschaftlichen Donna durchaus keine Gränzen mehr; sie stand in Gefahr ihren Verstand zu verlieren und legte sich selbst die feierlichsten Schwüre ab, an dem Treulosen blutige Rache üben zu wollen.

Fenisa blieb entschlossen Alonsos Spur rastlos zu verfolgen und nicht eher zu ruhen, bis sie den Verräther aufgefunden, allein obschon die Donna ungemein reich und gänzlich unabhängig war, so stellte sich doch der Ausführung dieses Planes ein Haupthinderniß entgegen, denn eine Dame allein, ohne männlichen Schutz, konnte doch nicht wohl Europa durchstreifen; sehnlich wünschte sich Fenisa demnach einen Gemahl, gleichviel wie er beschaffen, wenn er nur als Werkzeug der Rache, als Mittel zum Zwecke

sich brauchen lassen würde, allein trotz ihres Ansehens und Reichthumes mochte der wilden Furie in der Heimath kein ebenbürtiger, selbst kein armer Jüngling nahen; denn der Donna Charakter war eben sowenig, als ihr Reise- und Racheplan, tiefes Geheimniß geblieben.

Um solche Zeit nun kam Don Ramiro, ein spanischer Hidalgo nach Lissabon. Dieser Don Ramiro war weiter nichts als ein verworfener Abentheurer, der durch Spiel und auf andere unedle Weise bald hier bald dort seinen Unterhalt suchte und beinahe jeden Ort, an dem er einige Zeit verweilt, mit Schmach bedeckt, verlassen mußte.

Durch das Gerücht von der halb wahnsinnigen Fenisa Reichthum und Lage einigermaßen unterrichtet, drängte sich Ramiro an die Donna; für einen Menschen seiner Art war hier eine ergiebige Beute zu hoffen.

Leicht fand der Hidalgo Gnade vor

Fenisens Augen, denn stark, jung, welterfahren und tollkühn schien er ganz der Mann zu seyn, wie sie ihn zu ihren Zwecken suchte. Ramiro wurde Fenisens Gemahl, nachdem er ehevor der Donna einen geheimen fürchterlichen Eid abgelegt, daß er mit ihr in allen Winkeln der Welt den Verräther Alonso aufsuchen und ihre blutige Rache an demselben aus allen Kräften befördern helfen wolle. Eine bedeutsame baare Summe sollte nach vollbrachtem Werke dem Hidalgo lohnen und ihm frei stehen, ob er noch künftig mit der Gattin leben, oder aber sich von ihr zu trennen vorziehen würde.

Die Vermählung des saubern Paares wurde in aller Stille vollzogen und dasselbe wandte sich sofort sogleich nach Paris. Hier gelang es dem unausgesetzten Mühen und dem Scharfsinn der Donna die Route auszumitteln, welche Alonso von der gallischen Hauptstadt aus genommen; Fenisa ver-

folgte nun den Treulosen nach Deutschland, und nachdem sie ihn in dem Badeorte P— nicht mehr traf, bis nach der freien Reichsstadt N—, allein hier gieng die letzte Spur verloren, denn einen stolzen portugiesischen Granden in des Nachrichters Hause aufzusuchen, konnte der Donna freilich nicht wohl in den Sinn kommen.

Dem spanischen Hidalgo währte indessen die ganze Geschichte etwas zu lange und die freilich nicht sehr freundlichen Launen der Donna erschienen ihm mehr und mehr unerträglich. Der Abentheurer beschloß die Gattin heimlich zu verlassen, sich ehevor aber selbst abzulohnen.

Einst in der Mitternachtstunde, als Ramiro die Donna in tiefen Schlaf versunken glaubte, öffnete er mit Dietrichen der Donna Reisekoffer, in der Absicht, ihren Schmuck, so wie eine bedeutsame Summe zu

entwenden, und mit seinem Raube sofort zu entfliehen.

Allein Fenisa hatte den Schurken belauscht und stürzte plötzlich, wie es einmal in ihrer Weise lag, mit dem blanken Dolche aus dem Nebengemach. Der Hidalgo, nun schon zum Aeußersten gebracht, wollte mit Gewalt durchsetzen, was der List mißlungen war; er rang mit dem Weibe, aber unglücklich genug, denn Fenisens Dolch durchbohrte seines Herzens Mitte.

Röchelnd stürzte Ramiro zu Boden und in wenigen Minuten war er todt. Der Lärm in der Donna Zimmer machte in dem Gasthofe, in welchem Fenisa wohnte, eine nächtliche Gesellschaft aufmerksam; man fand den Leichnam und die Donna neben ihm mit dem Dolche und mit blutbefleckten Händen.

Fenisa wurde ergriffen; der Augenschein sprach gegen sie, auch war die Donna zu stolz zu leugnen; sie wurde nach den Ge-

setzen des Landes als Mörderin ihres Gatten zum Tode durchs Schwert verurtheilt.

16.

Als Alonso aus seiner tiefen Ohnmacht erwachte, befand er sich in der Villa auf seinem Lager; Agathe saß neben ihm.

Beinahe zwei mal vier und zwanzig Stunden war der Ritter ohne Bewußtseyn gelegen. Kaum hatte er zum Erstenmale die Augen geöffnet, da vergoß Agathe Freudenthränen, indem sie laut schluchzend über ihn hin stürzte.

Die Jungfrau war von allem Vorgefallenem bereits unterrichtet, allein gerne verzieh sie, denn Liebe zu ihr, jene übergroße Liebe allein hatte ja den Ritter den entsetzlichen Entschluß fassen lassen, als Henker das Schaffot zu betreten.

Schnell erholte sich Alonso wieder und nach Verlauf weniger Tage vermochte er das Lager zu verlassen.

Allein Meister Schwertburg mußte von jener Scene dennoch selbst ungemein ergriffen worden seyn, denn auch er lag jetzt krank darnieder. Das Seltsamste bei der Sache blieb, daß der Kranke weder seine Tochter noch irgend sonst Jemanden in sein Gemach eintreten ließ, einen betagten sehr würdigen und verständigen Priester aus N— ausgenommen, mit welchem er sich während einigen Tagen mehrere Stunden lang einschloß.

Mit bangen Herzen harrten Agathe und Alonso der Dinge, die da kommen sollten, da wurden sie eines Tages ganz unverhofft vor Schwertburgs Lager beschieden. Unser Paar erschrack, als es des Kranken ansichtig wurde, denn sehr hatte sich sein Aeußeres seit kurzer Zeit verändert.

Der Meister stellte sich ungemein blaß und erschöpft dar; allein jene gewisse Wildheit, welche einst alle seine Züge und seinen Blick vorzugsweise charakterisirt hatte, war gänz-

lich entschwunden, und sein Mund lächelte nun so wehemüthig sanft, wie man es früher nimmermehr gewahrt hatte; der obenerwähnte alte Priester stand neben Schwertburgs Lager und dieser winkte nun seiner Tochter und unserm Helden näher zu treten.

Laut schluchzend warf sich Agathe über den sehr erschöpften und kranken Vater, auch Alonso und der Geistliche waren tief gerührt.

Nachdem sich Schwertburg der Tochter erwehrt hatte, richtete er sich mühesam im Bette auf und ließ sich mit sehr schwacher Stimme also vernehmen: Meine Lieben! verzeiht mir, ich habe Euch verschiedentlich sehr betrübt, allein nicht ich war es, sondern ein böser entsetzlicher Geist, welcher in mir wohnte und der mich seit einer langen Reihe von Jahren in seinen Banden gefangen hielt, doch endlich nun ist sie gewiechen meines Lebens Ironie, aber freilich ziemlich spät, denn ich stehe an meiner Tage letzter Marke. Ihr

Herr Ritter! habt Euer Wort so gut als gelöst, denn Ihr habt gethan, was einem Menschen möglich bleibt; Eure Liebe ist stark, innig und wahr, darum kröne sie der Preis; in keine bessere Hände wüßte ich das Loos meines nun bald verwaisten Kindes niederzulegen, dann in die Eurigen gerade. Empfanget hiemit diese Papiere; sie enthalten die Beweise, daß die Braut Euch ebenbürtig, dann meinen letzten Willen, die Geschichte meines unglücklichen Lebens, und der seltsamesten und graulichsten Schicksale*), welche vielleicht je ein Mensch erlebte. Doch meine Lieben, — so endete Schwertsburg mit immer matter werdender Stimme — gewährt mir noch eine, die letzte Bitte hienieden, die nämlich, daß ich Euch vor

*) Es waren diese dieselben Memorien eines deutschen Nachrichters, deren Mittheilung wir unsern Lesern bereits oben versprochen haben.

diesen meinen irdischen Augen verbunden sehe; Eure Blicke sagen mir, daß ich nicht vergebens bath, darum hochwürdiger Herr! vollziehen Sie nun Ihr heilig' Amt.

Der Priester öffnete eine Thüre und es traten etliche Zeugen aus dem Nebengemach; Diener trugen eine Tafel herbei, auf welcher brennende Wachskerzen und ein Crucifix standen, dann auch ein priesterlicher Ornat lag, in welchen der würdige Mann der Kirche sich kleidete; unser Paar trat herzu und der Trauungsakt ward vollzogen.

Heftig bewegt sanken sich Agathe und Alonso hierauf in die Arme und in des kranken alten Schwertburgs halb erloschenem Auge glänzte eine Freudenthräne; doch zu sehr war der Patient angegriffen, er bedurfte dringend der Ruhe und Alle, jenen Geistlichen ausgenommen, mußten das Gemach verlassen.

17.

Daß unseres nun beglückten Paares Flitterwochen, unter diesen Verhältnissen, keine ganz ungetrübten seyn konnten, vermag jeder gefühlvolle Leser sich wohl selbst zu sagen, allein noch mehr verbittert wurden sie demselben durch Meister Schwertburgs bald darauf erfolgten Tod.

Agathe blieb, als einziges Kind, Universalerbin des nichts weniger als unbeträchtlichen väterlichen Vermögens, allein sie so wohl als ihr Gatte sehnten sich ungemein, schleunigst eine Gegend zu verlassen, welche für sie der Schauplatz solch' grauenhafter und entsetzlicher Auftritte gewesen war. Man übergab daher die Ausgleichung der Hinterlassenschaft, dann das Geschäft des Verkaufes der Villa u. dgl. einem bewährten Anwalde und kaum, daß Vater Schwertburgs irdische Reste der Mutter Erde anheim gestellt waren, machte sich Alonso

auch schon auf, sein in den Trauerkleidern noch reizender erscheinendes junges Weibchen in die liebliche Heimath zu geleiten.

Nachdem man die deutsche freie Reichsstadt weit genug im Rücken hatte, nahm der portugiesische Grand wieder seine, ihm ursprünglich gebührende, Namen und Titel an und reiste mit dem, denselben entsprechendem Ansehen und Glanze.

Glücklich und ohne bemerkenswerthe Abentheuer erreichte unser Paar Lissabon, wo es sich vorerst in Alonsos herrlichem Pallaste einzurichten hatte.

Sein unermeßliches Vermögen gestattete dem Ritter eines der größten und glänzendsten Häuser unter dem höchsten Adel in Portugals Hauptstadt zu machen; auch bei Hofe führte der lange auf Reisen gewesene Grand die junge Gattin auf, deren Anstand, Anmuth, Reizen und Verstand man allerwärts den gebührenden Tribut zollte.

Allein wenn selbst das Daseyn solcher Sterblichen, deren verlebte Tage wie lauter reine Spiegel und durchsichtige Wasserflächen im Sonnenscheine glänzen, öfters nicht ganz ungetrübt bleibt, wie hätte auf ein solches Schicksal ein Mensch Anspruch, dessen Bewußtseyn eine gewichtige Schuld, und wäre es auch wirklich nur eine Schuld — drückt? —

Schuldbewußt war und blieb Alonso, denn er hatte Fenisen einmal — wenn auch nur in leichtsinniger Jugendlust — den Eid der Treue geschworen und diesen Eid gebrochen; nicht ganz mit Unrecht konnte er den Vorwurf sich machen, die Donna aufs Schaffot gebracht zu haben und des Ritters Herz war im Allgemeinen zu rechtlich, seine Phantasie zu lebhaft, als daß solcher Gedanke ihn nicht häufig hatte beunruhigen müßen.

Oft nannte Alonso im Schlafe bebend und ängstlich der unglücklichen Erstgeliebten Namen, oft erschien ihm ihr blutiger Schat=

ten in mitternächtlicher Stunde, daß der schwer Träumende wild und gräßlich aufschrie: Fenisa! weiche, weiche von mir! — und daß der, an des Ritters Seite schlummernden Gattin, selbst bei ihrem reinen Gewissen, schauderlich zu Muthe seyn mußte, stellt sich wohl einleuchtend genug dar.

18.

Selbst jede, auch die glücklichste Ehe, bleibt nun schon einmal allerlei Stürmen ausgesetzt.

Hoch angesehen und geehrt, Schooßkinder des Glückes, hatten Agathe und Alonso bereits einige Jahre in Lissabon verlebt, und jene bereits dem Gatten einen holden Knaben geboren, als das Ehepaar eine in der That ungemein kränkende Demüthigung traf.

Entweder durch irgend einen seltsamen Zufall oder durch Nachspürungen von Fenisens Verwandten, welche in's geheim nie aufgehört hatten, Rache schnaubend, unserm Helden

zu grollen, war entdeckt und erwiesen worden, welchem Stande Alonsos anmuthige Gattin eigentlich angehört hatte.

Die portugiesische Grandezza machte der spanischen in jenen Zeiten wo möglich den Vorzug noch streitig und man bedenke, wie jene überstrenge Dame es aufnehmen mußte, daß einer ihrer echtesten Söhne eines deutschen Nachrichters Tochter geehelichet!! —

Vergebens erwieß unser Held durch die unverwerflichsten Dokumente, daß seine Braut ihm ganz und gar ebenbürtig, — man erklärte diese Ebenbürtigkeit, durch die Erniedrigung des Vaters, verwirkt und die Gnade des Landesfürsten wandte, der angeblich' unverzeihlichen Mißheirath halber, sich von dem Ritter; man verboth Alonso'n nebst seiner Gattin den Hof und blieb dabei nicht einmal stehen.

Das uralte Wappen der de Fogo zeigte einen der Flammengluth kühn und leicht ent-

steigenden Phönix. Um nun die Schmach, welche unser Held seinem bisher ganz und gar rein und edel erhaltenem Blute angethan, auch noch an dessen Nachkommenschaft zu rächen, fügte Portugals König durch einen Machtspruch dem Wappen noch eine zweite Schildabtheilung bei, welche durch das Bild eines Rabensteines ausgefüllt wurde.

Dieses war für Alonso zu viel — er verkaufte alle seine Güter, verwandelte seine ganze überreiche Habe in bewegliche Schätze und schiffte mit denselben nebst Frau und Kindern hinüber nach neuen Welten.

Noch jetzt blüht das Geschlecht der de Fogo in Rio = Janeiro in Glanz und Reichthum, noch heutigen Tages erhebt sich neben dem Phönix der Rabenstein; ob aber die spätern Sprößlinge des Geschlechtes gestehen möchten, wie dieser in jene Gesellschaft gerieth, dürfte beinahe zu bezweifeln seyn.

III.

Der falsche Thaler.

Humoristische

Selbstbiographie,

voll wahrer Züge.

Ich — der falsche Thaler nämlich — verhalte mich hinsichtlich des ausgeprägten Geldes ungefähr zu den echten Thalerstücken und gewichtigen Dukaten, wie in der menschlichen Gesellschaft sich der Räuber, Spitzbube u. dgl. zum Ehrenmanne verhält; Brüder bleiben dessenungeachtet die einen und die andern.

Nun ist es eine ausgemachte Sache, daß meine edeln Herrn Brüder, die Louisd'ore, Dukaten, Thaler, ja wohl auch bescheidene Groschenstücke, im Felde der deutschen Literatur und in jenem der Kritik zumal, schon manches Wort des Impulses gesprochen haben und auch noch ferners sprechen werden, allein ein falscher Thaler — wohl zu verstehen, der sich sogleich für nichts Besseres ausgiebt als er ist —

wurde meines Wissens bisher noch nicht vernommen.

Gleichwie nun aber von der gebildeten Lesewelt schon so manche Biographie eines Räubers oder Spitzbuben, ich will nicht sagen mit Beifall, aber doch wenigstens mit Nachsicht aufgenommen wurde, so schmeichle auch ich mir, daß man mich, den Ritter vom falschen Gepräge, im schlimmsten Falle doch anhören werde. Zur Sache! —

* * *

Wie viele zu großen Dingen bestimmte Wesen verdanke auch ich mein Daseyn der finstern Stunde der Mitternacht.

In einem tiefen, schauerlichen aber dennoch ausgemauerten Schachte der Erden, den man gewöhnlich Keller zu nennen pflegt, wurde ich, aus Kupfer und verschiedenen andern schlechten Metallen, von einer Gesellschaft sogenannter Falschmünzer zusamm' gesetzt.

Damit das Schlechte für gut gelte,

hatte man die Frechheit, mir das echte Landeswappen und das wohlgetroffene Bildniß des Regenten aufzuprägen; ich hörte zwar in der Folge oft, daß es die Falschmünzer nicht allein seyn sollen, welche unter solch' ehrwürdigen Aegiden betrügen und Böses stiften, allein ich mochte der verläumderischen Sage nimmermehr glauben.

Nachdem ich nun nebst mehrern tausend andern neu geprägten falschen Thalern fix und fertig war, wurden wir unter die Mitglieder der Gesellschaft vertheilt, um durch dieselben im Publikum verbreitet zu werden.

Unter andern fiel ich meines Theiles einem Juden anheim und bald sollte die Stunde meines Wandelns unter den Menschen beginnen, denn ich hatte kaum etliche Stunden in dem Spinde des Juden gelegen, da besuchte diesen ein herrschaftlicher Cassierer, der gleich mit den Worten in die Stube trat: Herzallerliebster Schmuel! du mußt mir schnell

einmal wieder helfen; ich weiß es ganz gewiß, meine Casse wird visitirt, Morgen in der Früh um 10 Uhr habe ich den Commissär auf dem Halse, und mir fehlen gerade 5031 Thalerstücke; heute Abends, wenn es dunkel wird, bringst du mir das Geld, Morgen Mittag empfängst du es, nebst einem guten Douceur, wieder zurück.

Der Jude hatte Bedenklichkeiten und machte viele Schwierigkeiten, endlich aber sagte er dem Beamten dennoch seine Hülfe zu und hielt Wort.

Fünf Säcke, jeder mit tausend Thalern gefüllt, unter denen sich bereits viele meiner falschen Brüder befanden, wanderten aus des Juden Haus in die Amtscasse, ich gehörte unter die Ein und dreißiger und war unter denselben, wohl nur zufällig, der einzige falsche. Wir letzten wurden nackt und blos ohne Zwilch- oder Papierhülle schlechtweg in die Casse geworfen, und ich selbst kam oben auf zu liegen.

Des andern Tages in der Frühe stellte sich der abgeordnete Untersuchungscommissär in der That ein; die Cassa wurde eröffnet, alle Bücher aufgeschlagen. Man fand die letztern in Ordnung; nun trat der Commissär zur Casse selbst. Der Bestand derselben sollte nach den Büchern bedeutsam seyn, viele Tausend-Gulden-Säcke lagen aufgeschichtet über einander, und die des Juden oben drauf. Der Commissär zählte mit vorgehaltenem Zeigefinger die Säcke, hob auch einen der obenaufliegenden heraus und ließ ihn öffnen, ein paar andere wog er in seinen Händen.

Alles in Ordnung! — sprach der untersuchende Herr, und schnell wollte der Cassierer die Casse schließen, da fiel des ersteren Blick zufällig auf mich. Halten Sie doch noch einen Augenblick, — ließ sich der Commissär wieder vernehmen — der Thaler hier hat ein seltsames Aussehen — mit diesen Worten nahm mich der Mann aus der Cassa, beschaute mich

aufmerksam und warf mich dann mit solcher Gewalt auf den harten Zahltisch von Eichenholz, daß mir alle Rippen im Leibe krachten.

Alle Wetter! schrie der Commissär laut auf, der Kerl ist, so wahr ich lebe — falsch.

Es kömmt wohl zuweilen vor, daß man sich versiehet, erwiederte der Kassierer etwas betreten.

Hm, Hm — brummte der Commissär in den Bart und trat noch einmal zur Casse. Mehrere Geldsäcke wurden herausgehoben und einer, welcher ganz zu unterst gelegen, geöffnet. In diesem Sacke nun befanden sich keine Thaler, weder echte noch falsche, sondern um das gehörige Gewicht zu erzielen, lediglich ein Stück Blei; übrigens war der Sack mit Sägespänen gefüllt.*)

---

*) Es ist eine Thatsache, welche hier erzählt wird, die sich vor ungefähr drei Jahren in M—ch—n wirklich zugetragen hat.

Der Commissär prallte bei dem Anblicke mit einem Rufe des Erstaunens zurück, der Cassierer fiel in Ohnmacht, wurde aber nichtsdestoweniger ergriffen und ins Gefängniß geschleppt.

Mich selbsten, den falschen Thaler, hatte der Commissär in der Zerstreuung zu sich gesteckt, wahrscheinlich vermehrte ich später das Deficit des Cassierers um ein kleines Theilchen.

In seine Behausung zurückgekehrt fand mich der Commissär in seiner Westentasche und warf mich, als ein nutz- und zweckloses Ding, auf ein Gesimse in seinem Arbeitszimmer, wo ich geraume Zeit unbeachtet liegen blieb.

Nun begab es sich, daß des Herrn Commissärs Frau Gemahlin, eine große Putznärrin, bei der Marchande des modes einen neumodischen Federhut zu kaufen gedachte; allein die Putzmacherin gab durchaus

keinen Credit und wollte den Hut nicht anders als um fünf Thaler ablassen, der Cassabestand der Frau Commissärin betrug leider nur vier Thaler. Unruhig und unglücklich — den neumodischen Federhut zwar nicht auf aber doch im Kopfe — stäubte die gnädige Frau eines Tages die Meubels in des Herrn Gemahls Arbeitsstube ab, da fielen ihre meergrünen Augen endlich auf mich. Wie ein Blitzstrahl fuhr ein glücklicher Gedanke durch der Dame eitles Köpflein: Wie, rief sie aus, ein Thaler fehlt mir nur zum Hute, nähme ich den dazu, wäre mir ja sogleich geholfen, und was ist auch dagegen zu sagen? — handelt die Putzmacherin doch auch mit meistens falschen Waaren, mit falschen Waden, falschen Busen, falschen *i*****, wie die Arbeit so der Lohn, falsche Waare auch einmal falsches Geld! warum denn nicht?

Bei den Weibern pflegt die That stets

schnell dem Gedanken zu folgen, oft so-
gar hinkt dieser jener nach.

Ich wanderte mit vier echten Brüdern zu-
gleich in den Laden der Putzmacherin und
dafür der neue Hut ins Haus des strengen
Commissärs.

Meine neue Herrin, die Marchande des
modes war eine hinfällige Schönheit bereits
und stand dem vierzigsten Lebensjahre ziem-
lich nahe; im Munde der Madame Le-roi
fehlten bereits diverse Zähne, schon stellte das
Gesichtchen einige sehr bemerkbare Runzeln
dar, die braunen Aeuglein hatten von ihrem
ursprünglichen Feuer auch bedeutsam verlo-
ren und der steife Harnisch von Cannefas
strebte vergebens das überschwengliche Embon-
point der guten Frau in weniger üppige
Formen zurückzudrängen.

Uebrigens blieb Dame Le-roi die ge-
feierteste und geschmackreicheste Priesterin der
Göttin Mode in der ganzen großen Stadt,

sie verdiente dabei mit leichter Mühe ein schönes Stück Geld, war aber nichtsdestoweniger so arm, daß sie selten sich satt zu essen vermochte, die Liebe ach! die Liebe brachte die Frau so weit und ihr schöner Verdienst aller wanderte immer sogleich in die Taschen des Herrn Pirschlings, eines kräftigen deutschen Jünglings, welcher noch nicht volle zwanzig Jahre zählte, eines Jünglings von schlankem Wuchse und mit rothen Wangen ausgestattet, aber genialer Lüderlichkeit in einem hohen Grade ergeben.

Noch am Abende desselben Tages wurde ich nebst meinen vier légitimen Brüdern das Eigenthum jenes Sausewinds, doch eine lange Gefangenschaft war in seinen Taschen glücklicherweise nicht zu befürchten.

Schon zwei Stunden vor Mitternacht ließ sich Aeneas aus den Armen seiner weinenden putzmachenden Dido los und

rannte, so schnell er nur immer konnte, vor die Schranken — einer Winkel-Faro-Bank.

Während wenigen Stunden durchlief ich am grünen Tische mehreremale die Runde; ich war in den Händen eines Intendanten, Rendanten, Fabrikanten, Schuladstanten, Beamten, Adjutanten, Schnuranten, dann in jenen eines Rezensenten, Vehementen, Studenten, Clienten, Inspicienten und wer weiß in wie viel andern Händen noch gewesen; doch ein tüchtiger falscher Kerl muß sich in alle Lagen zu finden wissen und freudig vom Einen zum Andern wandern.

Der junge Tag graute; die Gesellschaft verlief sich unter lauten Flüchen; das Spiel hatte geendet.

Ich, der falsche Thaler, war in den Karten liegen geblieben. Der Chevalier St. Georges, ein Herr in einer schimmernden Uniform, aber in der That

nichts weiter als ein maskirter Groupieur, nahm mich auf, betrachtete mich mit einer Kennermiene und hielt lachend folgende kurze Anrede an mich: Kerl! du bist zwar falsch, aber mir nicht minder Ehrenwerth — denn was in der Welt wäre nicht falsch? Das Glück ist falsch, die Liebe ist falsch, das Spiel ist falsch, die Menschen sind falsch, selbst der Teufel ist falsch, alles ist falsch — darum mein lieber falscher Thaler! werde ich suchen dich an irgend einem falschen Plätzchen, an den falschen Mann oder noch besser an irgend ein reizendes falsches Mädchen zu bringen.

St. Georges sprachs, steckte mich armen kleinen Falschen in seine falsche Tasche und schlenderte gähnend nach Hause.

Mein neuer Gebiether, der sogenannte Chevalier, verschlief den ganzen folgenden Tag. Spät Abends wurde zwar die Bank wieder aufgelegt, allein die Banquiers, und

ihre Vertrauten, die Groupieurs, blieben allein, denn ihr eigentlicher Nährstand, die Pointeurs, erschien nicht, weil ihre Säckel am vorigen Abend sammt und sonders geleert worden waren.

Der Nachtruhe weder gewohnt noch bedürftig taumelte St. Georges halb betrunken gegen Mitternacht nach Hause, lüstern, sich durch irgend ein galantes Abentheuer die Zeit zu verkürzen.

Es war stürmisches Wetter, kalt pfiff der Wind, dichte Schneeflocken fielen; der üppige Wüstling trillerte die Arie: „Fin chan al vino etc.“ und wickelte sich dichter in seinen Carbonari.

Horch! — da ließ sich ganz nahe ein leiser aber höchst wehemüthiger Seufzer vernehmen. St. Georges blieb stehen und sich nach der Seite hinwendend, von welcher her der Laut zu kommen schien, erblickte der Chevalier ein Mädchen, welches, zusammen

gekauert, neben einem Laternenpfahl halb lehnte, halb saß.

Mein Gebiether trat näher, das Mädchen richtete sich auf und der Schein des flackernden Laternenlichts beleuchtete nun sein Gesichtchen. Es war eine kaum sechzehnjährige höchst reizende Blondine, von zartem schlanken Wuchse; der jugendliche Busen hub gerade an sich zur Höhe zu blähen, große Thränen zitterten in den schönen blauen Augen, ein zerrissener Shawl vermochte nicht die schönen Formen der Aermchen und runden Hüften zu decken, übrigens zitterte das Mädchen, leicht gekleidet wie es war, vom Froste überwältiget ungemein heftig.

St. Georges fragte: Gute Kleine! was treibt dich zu solch' später Stunde noch auf offene Straße.

Mädchen. Ach lieber Herr! bedauern Sie mich, ich bin die Unglücklichste meines Geschlechtes; hören Sie: mir lebt eine alte

brave Mutter, sie liegt in einer kleinen Bodenkammer, welche wir bewohnen, seit Monden, auf faulem Stroh elend und krank darnieder. Kümmerlich ernährte ich bisher durch feine Handarbeiten die arme Mutter, aber seit sie krank, raubte mir ihre Wartung alle Zeit, ich war nicht im Stande ferners einen Kreuzer zu verdienen, die wenigen Mobilien wurden verkauft und dafür die nöthigste Medizin und Labung angeschafft, allein längst blieb zu verkaufen nichts mehr übrig. Heute Abend erlitt die Mutter den heftigsten Anfall der eingewurzelten Krankheit; ich kenne das Medikament, welches ihr stets augenblickliche Linderung verschafft, laufe in die Apotheke — aber Gott! bedenken Sie mein Unglück, wir sind in der Offizin schuldig bereits, ich besitze keinen Heller baaren Geldes, auf Borg will man mir nirgend die Medizin bereiten, und wenn meine Mutter dieselbe nicht recht bald erhält, so ist sie sicher des Todes, allein lieber will

ich hier in der kalten Winternacht selbst zu Grunde gehen, ehe ich ohne Hülfe der Bejammerungswerthen nahe. (Das Mädchen fieng an wieder heftig zu weinen.)

St. Georges. Wie viel kostet denn das verfluchte Medikament? —

Mädchen. Ach Gott! sechs Groschen nur. Mein Herr! wer Sie auch seyn mögen, ich beschwöre Sie des Blutes Christi halber, borgen Sie mir die sechs Groschen, bedenken Sie, es gilt eines Menschen, es gilt meiner Mutter Leben. Ehrlich will ich das Geld Ihnen wieder bezahlen und sollte ich mir das Fleisch von den Händen abarbeiten. Helfen Sie, o helfen Sie!

St. Georges. Kleine Närrin! glaubst du denn, ich möchte dir hübschen Kinde nicht gerne mehr als ein paar Groschen reichen, aber siehe — zufällig trage auch ich keinen blanken Heller bei mir, ich habe meine Baarschaft heute Abends im Spiele verloren, allein folge mir,

ich wohne nur etliche Schritte von hier, und du sollst erhalten, was du bedarfst.

Die Jungfrau warf einen grossen vielsagenden Blick auf den Fremden, dann fragte sie schüchtern, aber wahrlich nicht ohne Würde: Mein Herr! meynen Sie es aber auch ehrlich, wollen Sie nicht ein armes einfältiges Mädchen betrügen und in schändlicher Weise deren dringende Noth benützen? —

Auch den abgefeimtesten Bösewicht erschüttert die Stimme der Unschuld und Tugend zuweilen und auch hier war es der Fall, aber ein St. Georges verstand es solche Gefühle im Erkeimen zu unterdrücken und auf keinen Fall sie offenbar werden zu lassen.

Näckisches Kind! sey doch nicht wunderlich, bedenke, es ist keine Zeit zu verlieren, deine Mutter bedarf schneller Hülfe, — sprach der Chevalier in Zutrauen einflössendem Tone, indem er des Mädchens weiches Händchen ergriff und es, sanft gewaltsam, mit sich fort zog;

hoffend und halb betäubt folgte die in ihrem Schmerze doppelt reizende Kleine.

St. Georges hatte gewissermaßen wahr gesprochen, denn er wohnte in der That nicht fern von der Stelle, wo er das arme Mädchen getroffen, mit welchem er sich nun nach Verlauf weniger Minuten in seiner Stube befand.

Schnell war ein Licht entzündet; der Chevalier legte mich, den Falschen nämlich, auf den Tisch, indem er lächelnd bemerkte: Sieh' liebe Kleine! nicht sechs Groschen, einen ganzen blanken Thaler schenke ich dir.

Zögernd wagte es die Blondine nach mir zu greifen, da schrie der Wüstling lachend: Nein, nein mein Kind! so war es nicht gemeynt, solch' leichten Kaufes entkömmst du dennoch nicht, und dieses sprechend hatte der starke, wohlgenährte Bursche das zarte Mädchen mit seinen sennigten Armen umschlun-

gen bereits, indem er mit wilden giftigen Küssen des schwachen unschuldigen Dinges Mund verhinderte laut zu schreien.

Leicht wie einen Federball trug der Athlete die Arme zu seinem Lager, heftig und in wollüstiger Wuth warf er das Mädchen auf dasselbe hin; entkräftet vor Hunger, Frost, Angst, Verzweiflung und dem nunmehrigen panischen Schreck fiel die Unglückliche in Ohnmacht; ihre reine Unschuld fiel, eines nichtswürdigen Schurken Opfer.

Das Bubenstück war vollbracht; nach einer langen Pause erwachte die Kleine zu einem schrecklichen Bewußtseyn.

Mit der Hölle höhnischem Lächeln sprach St. Georges: Geh, geh' Liebherzchen! nimm dort deinen Thaler, geh' nach der Apotheke und laß' für die Mutter das Tränklein bereiten, es möchte sonst zu spät dennoch werden.

Das Mädchen erhob sich, erfaßte mich

falschen Thaler, drückte mich krampfhaft in dem Händchen, hob mich, so hoch sie konnte, zur Höhe und sprach feierlich, die grossen Augen voll Thränen: Herr! gerechter allmächtiger Gott! der du die Herzen der Menschen kennst und ihre Nieren prüfest; richte zwischen mir und Jenem dort, strafe den, strafe fürchterlich in deinem Rächerzorne den, der Strafe verdient.

Sie sprachs und rannte, mich noch immer krampfhaft in der Hand drückend, verzweiflungsvoll von dannen; St. Georges stürzte wild lachend, eine Flasche Champagner hinter und legte sich dann, als ob nichts Sonderliches vorgefallen wäre, zur Ruhe.

Das unglückliche geschändete Mädchen, wir wollen es Gretchen nennen, eilte nach der Apotheke und riess solange heftig an der Klingel, bis endlich ein gähnendes Subject mit einer brennenden Lampe erschien und öffnete.

Mit hochglühenden Wangen, fliegendem

Busen und überhaupts gänzlich zerrüttetem Aeußern trat Gretchen aus der kalten Winternacht in die Offizin und mich, den falschen Thaler, auf die Marmeltafel werfend, rief das Mädchen ängstlich: Hier ist Geld, aber nun um Gotteswillen Herr! bereiten Sie so eilig als möglich meiner armen Mutter die Medizin.

Höhnisch grinsend sprach der Apothekerbursche: Ei, ei, wie ist denn nun die Jungfer zur mitternächtlichen Stunde auf einmal zu einem Thaler gekommen? — nun, nun, ich gratulire zum guten Verdienst, die Jungfer wird müde seyn, ist nicht gefällig ein bischen Platz zu nehmen, während ich das Medicament bereite.

Keine Silbe erwiederte das arme Gretchen auf des schlechten Subjectes bittern Spott, indem es sich in einen Winkel setzte und still vor sich hin weinte.

Endlich war das Medicament bereitet;

Gretchen nahm es und flog nach Hause. Die arme Mutter lag bereits bewußtlos, nicht mehr lange hätte die Tochter säumen dürfen, sonst möchte sie schwerlich die Kranke mehr lebend getroffen haben.

Des andern Tages in der Früh händigte mich der Apothekerbursche seinem Prinzipale ein, der mich sogleich für falsch erklärte.

Es zirkulirten seit einiger Zeit sehr viele falsche Thaler in der Stadt und die Obrigkeit wandte die größte Aufmerksamkeit an, den ursprünglichen Verbreitern dieser Thaler, und durch jene vielleicht den Falschmünzern, auf die Spur zu kommen; jeder gutgesinnte Einwohner war öffentlich aufgefordert, die Obrigkeit in ihrem lobenswerthen Streben möglichst zu unterstützen.

Auch der Apotheker wollte sich unter die Gutgesinnten gezählt wissen, er übergab mich demnach der Obrigkeit, indem er um-

ständlich berichtete: Wann, von wem und unter welchen Umständen er mich erhalten hatte.

Das arme Gretchen, als feile Dirne oder aber als Werkzeug der Falschmünzer verdächtig, wurde gewaltsam von der todtkranken Mutter hinweggerissen und durch einen Polizeibeamten in's Gefängniß geschleppt.

Ich der falsche Thaler wurde von jenem Polizeibeamten einsweilen als corpus delicti bei dem Kerkermeister deponirt, bis Gretchen im Gefängnisse verhört werden würde.

Allein das Verhör kam eben nicht sehr schleunig zu Stande, denn die Obrigkeit hielt auf Rangordnung und da gerade — es war ein seltener Fall — einige Spitzbuben von Stand und Charakter zu vernehmen waren, mußte Gretchen warten.

Mehrere Tage verfloßen auf diese Art. Das arme gefangene Mädchen stand indessen

Höllenangst aus, weniger seiner selbst, als der kranken Mutter halber, welche nun ohne alle Pflege lag. Oft warf sich die Unglückliche auf den kalten Pflasterboden des Kerkers hin und betete inbrünstig:

Gott, mein Herr! der du der Tugend lohnst und das Laster strafest und nach deiner unendlichen Gerechtigkeit jeden richtest, laß mich nicht zu Schanden werden vor der Welt und sende einen Rettungs-Engel meiner armen Mutter.

Jochem, der Kerkermeister, trank sehr gerne und sehr vielen Branntwein, allein Jochem hatte selten Geld. Der gute Mann hatte eines Abends etliche Gläser Aquavit zu sich genommen, war sehr heiter geworden und sehnte sich in seiner Heiterkeit noch nach einer ungleich reichhaltigern Portion Schnapps, als er bereits im Magen hatte. In dieser Stimmung fiel Jochems Blick zufällig auf sein Depositum, nämlich auf mich, den falschen Thaler.

Halb berauscht, wie Jochem war, raisonirte er also: Wenn sie auch die Gefangene verhören, so denkt doch an diesen Quark sicher Niemand mehr, indessen sieht der falsche Kerl beinahe aus wie ein nicht falscher, mein Nachbar Matz hat ein kurzes Gesicht, ich käme zu einer Flasche köstlichen Branntweins und wüßte gar nicht wie, muß doch einmal versuchen, ob es gelingt, den Schwank wirklich auszuführen.

Gedacht! gethan! — Ehren Jochem steckte mich fluggs in seine lederne Ficke und stolperte hinüber in den Laden des Nachbars Matz, der Schmalz, Butter, Käse, allerlei andere Viktualien und unter andern auch verschiedene Sorten Aquavite feil both. Der ehrliche halb blinde Matz nahm mich in der That für baare Münze und Jochem tauschte für sein Depositum eine mächtige Flasche Branntwein ein; wer war froher als er?

Endlich erschien dennoch eine Commission im Gefängnisse, um Gretchen zu vernehmen. Herr Jochem hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn als die Herren an der Gerichtstafel Platz genommen hatten, war das erste, was der Vorsitzer der Commission unternahm, daß er von Jochem die Herbeischaffung meiner Wenigkeit, des deponirten falschen Thalers nämlich, verlangte.

Dem Kerkermeister wurde heiß um die Stirne, er rannte was er konnte zum Nachbar Matz und rief demselben zu: Ach liebster Gevatter! Ihr müßt mir einen großen Gefallen erweisen, gebt mir doch sogleich den Thaler wieder, für den ich vorgestern bei Euch eine Flasche Branntwein erhandelte, es hat eine ganz eigene Bewandtniß mit demselben. —

Der gutmüthige, wie schon erwähnt, sehr kurzsichtige Matz, öffnete das Schubfach in

seinem Ladentische, indem er sprach: Ja mein guter Jochem! einen Thaler wollte ich ihm wohl borgen, aber ob es gerade der seyn dürfte, den ich von ihm erhalten, oder ob ich überhaupt diesen Thaler noch besitze, dafür kann ich unmöglich stehen.

In seiner Herzensangst ganz verwirrt erwiederte der Kerkermeister: Macht nur vorwärts und gebt mir einen Thaler, am Ende gleichviel — welchen.

Jochem erhielt sofort von Matzen einen Thaler, aber nicht mich, den falschen, sondern einen ganz kauschern und echten Thaler, den der Kerkermeister sogleich der Untersuchungscommission als Depositum überreichte.

Die Herren verstanden sich sammt und sonders auf die Thaler sehr wohl, beinahe besser als auf die Deutung der Landesgesetze, allein wie sie auch den vorliegenden Thaler prüfen, wie sie ihn klingen lassen und mit

andern Thalern vergleichen mochten, es war an ihm durchaus kein Falsch und Mackel aufzufinden.

Nun wurde Jochem wieder vorgerufen, aber dieser schwor Stein und Bein und bei seinem Diensteseide, daß der gegenwärtige kein anderer, als der bei ihm deponirt gewesene Thaler sey.

Die hochweisen Herrn Beisitzer wußten freilich nicht recht wie sie daran waren, allein nachdem auch Gretchen sich mit mädchenhafter Schlauheit vertheidiget hatte, so konnte das hochpreißliche Gericht doch wohl nicht anders handeln, als die Gefangene ab instantia zu absolviren und vorerst ihrer Haft zu entlassen.

Der Apotheker erhielt, zu seinem nicht geringen Erstaunen, statt des überreichten falschen einen echten Thaler mit der scharfen Weisung zurück, in Zukunft die pharmaceutischen Augen besser aufzusperren und

die in causa erlaufenen Gerichtskosten mit 7 Thaler 16 Groschen innerhalb acht Tagen bei Strafe der Execution zu tilgen. Jochem schuldete, zu seinem großen Verdrusse, dem Gevatter Matz statt des überreichten falschen einen echten Thaler, und ich, der eigentliche falsche Thaler blieb vor der Hand ruhig in Matzens Schiebfache liegen.

Kaum aus dem Kerker entlassen eilte Gretchen geflügelten Schrittes nach Hause, allein ihre Mutter war indessen gestorben; schon lag die Leiche auf dem Schragen.

Das arme Mädchen gerieth in Verzweiflung, halb wahnsinnig rannte es in des Oberrichters Wohnung, drang kühn in seine Stube und rief ihm wüthend zu: Barbaren! Ihr habt meine Ehre vor der Welt geschändet, habt mich unschuldig eingesperrt, indessen ist meine Mutter aus Mangel an Pflege gestorben, Ihr habt sie getödtet, gebt mir

meine Mutter wieder, oder Gottes schwere Hand treffe Euch.

Ganz gelassen erwiederte der feiste Oberrichter: Sie verrücktes Weibsstück Sie! was geht uns ihre Mutter an? — Todte können wir nicht erwecken, es heißt: fiat justitia, pereat mundus! und ihre Mutter war nicht einmal eine Welt, scheere sie sich zum Henker, oder ich lasse sie ins Tollhaus bringen.

Die Unglückliche wollte sich dessenungeachtet nicht beruhigen, bis sie endlich der Gerichtsdiener mit Gewalt aus der Stube führte.

* * *

In jener großen Stadt, welche der Schauplatz meiner, des falschen Thalers nämlich, Thaten war, lebte zu jener Zeit ein Doktor der Weltweisheit, genannt Gabriel Rosenblüth, geschätzt als sehr sinniger Schriftsteller und als Herausgeber einer sehr gehaltreichen belletristischen Zeitschrift, welche die Nereiden hießen und

sich unter andern mit Kritik der neuesten Erscheinungen im Felde der schöngeistigen Literatur befaßten.

Allein so furchtbar der Titel der Zeitschrift lautete, eben so bescheiden, gerecht und sinnig stellte sich stets ihr Urtheil dar; Herr Rosenblüth war ein partheiloser rechtschaffener Mann, den sich mancher Zeitschriften-Redakteur sehr ersprießlicherweise hätte zum Muster nehmen dürfen, denn der Doktor ließ dem wahren Talente und echtem Genie überall Gerechtigkeit wiederfahren, und trat auch den Schwächern nimmermehr mit Herzlosigkeit in den Staub.

Daher kam es nun, daß Herr Rosenblüth aus allen Winkeln des gesammten Deutschlands von sorglichen Autoren und Buchhändlern neu erschienene Werke mit der Bitte zugeschickt erhielt, ihrer in den Reiben gütigst zu gedenken.

Der Doktor besaß ohnehin eine bedeut-

same Bibliothek, da aber dieselbe auf jene Art beinahe mit jeder Woche reichliche Zuflüsse erhielt, so konnte Herr Rosenblüth bald nicht mehr genug Repositorien anschaffen, welche seine Bücher hätten aufnehmen können.

In dieser Verlegenheit nun wußte der Doktor keinen andern Rath, als von Zeit zu Zeit unter den neuesten schöngeistigen Produkten Musterung zu halten, die gehaltlosesten derselben auszulesen — die Wahl blieb niemals schwierig — und den Plunder sofort dem ehrlichen Matz als Makulatur gegen billige Vergütung zu überlassen.*)

Matz hatte seit einiger Zeit ansehnliche Lieferungen erhalten, und da er eines Tages

---

*) Die Götter mögen den falschen Thaler, die Erzählung dieses Namens nämlich, vor dem Zahne der kritischen Nereiden und noch mehr aber vor Herrn Matzens Buttergewölbe in Gnaden bewahren.

Anmerk. d. Setzers.

gerade Herrn Rosenblüth an seinem Gewölbe vorüber gehen sah, rief er ihm höflichst zu, er möchte doch auf einen Augenblick belieben herein zu treten.

Mein verehrtester Herr Doktor! hub der Viktualienhändler an, ich bin ihr großer Schuldner für übersendete Makulatur, meine Schuld beträgt gerade sechs Thaler, welche ersuche gefälligst in Empfang zu nehmen.

Matz öffnete mit diesen Worten sein uns wohl bekanntes Schiebefach im Ladentisch, nahm fünf echte Thaler und daneben auch einen falschen, den Selbstbiographen, heraus und händigte das Geld dem Doktor ein, indem er bath nun mit Sendungen etwas einzuhalten, indem, er Matz sonst gar zu viel Mukulatur zusammen bekomme.

Ganz wohl, ganz wohl — mein guter Mann! erwiederte Herr Rosenblüth, indem er das empfangene Sümmchen und also

auch mich in die Tasche steckte, und nach=
dem der Doktor noch treuherzig des ehrlichen
Matz Hand geschüttelt hatte, verließ er des=
selben Laden.

Kaum war der Nereiden=Vater, seine
Straße nun wieder verfolgend, einige Schritte
vorwärts geschritten, da begegnete ihm der
Candidat Eßig. Ah! mein guter Herr Eßig!
seyn Sie mir gegrüßt, ich habe lange nicht
das Vergnügen gehabt Sie zu sehen, wie
geht es Ihnen denn? fragte mit der ihm ei=
genthümlichen freundlichen Theilnahme Dok=
tor Rosenblüth den Candidaten.

Doch bevor wir den letztern antworten
lassen, sey es uns vergönnt, mit einigen
wenigen kühnen Zügen dem Leser sein Con=
trefey zu liefern.

Große Genies sind zuweilen lüder=
lich, aber nicht alle Lüderliche sind Ge=
nies. Die Wahrheit dieses bekannten Satzes
bewährte Herr Eßig: er war in jeder Be=

ziehung ein sehr großer Lump, aber in gar keiner ein Genie — selbst nicht einmal ein kleines.

Im Besitze eines sehr mäßigen elterlichen Vermögens und eines noch bei weitem mäßigeren Talentes hatte Herr Eßig die Universität bezogen, allein er brachte jenes zu früh durch und dachte zu spät daran dieses auszubilden.

Die Universitätsjahre giengen vorüber, Herr Eßig bestand im Examen ungemein jämmerlich, usurpirte aber nichtsdestoweniger den Titel eines Candidaten; doch damit hatte der Jüngling eigentlich wenig gewonnen, denn eine Pfarre konnte Herr Eßig nicht erlangen, Niemand wollte dem lüderlichen Ignoranten die Erziehung seiner Kinder anvertrauen, da aber der Candidat weder zu nagen noch zu beissen hatte, faßte er den heroischen Gedanken, als Dichter und Schriftsteller Brod und Lorbeeren zu

sammeln; solche heldensinnige Gedanken sind demohngeachtet ziemlich alltäglich, allein ihre Realisirung gelingt oft in langen Jahren nicht. Der neue Poet konnte sich brüsten, daß seine Leistungen nimmermehr von Literaturzeitungen heruntergehunzt wurden, denn man hielt dieselben solcher Ehre — es ist wirklich eine Ehre, von gewissen Blättern angefeindet zu werden — gar nicht werth, allein das Schlimmste bei dem allem war, daß Herr Eßig nach einigen mißglückten schriftstellerischen Aufschwüngen in ganz Germania keinen Verleger mehr fand und also nothgedrungen die Autorfeder niederlegen mußte.

Schiffbrüchige Schriftsteller und verdorbene Studenten werden giftig, darum eignen sie sich ganz vortrefflich zu Rezensenten der alltäglichen Classe, und Herr Eßig wählte demnach nicht ohne große Umsicht ebenfalls solch' erhabenen Beruf.

Doktor Rosenblüth hatte vor kurzem einen ungemein scharfsinnigen und dabei dennoch höchst interessanten philosophischen Roman herausgegeben, der sogleich bei seinem Erscheinen in Deutschland großes Aufsehen erregte und allgemeine Anerkennung fand.

Genug ist es, daß ein neues Werk solch' ungewöhnlich Schicksal erlebe, um die Gallsucht und den Neid eines Rezensenten des gemeinsten Schlages zu reizen: Es liebt der Schuft das Strahlende zu schwärzen, und das Erhabene in Staub zu ziehen. Herr Eßig rezensirte den Rosenblüth'schen Roman und wiederholte dreißig und dreimal aber stets mit andern Worten, daß nur ein Dummkopf das Werk witzig, nur ein Pinsel es scharfsinnig finden könne; Beweise für die Behauptung wurden nicht aufgestellt, auch überhaupts gar nicht auf des Werkes Inhalt eingegangen, dessenungeachtet stellte

sich die sogenannte Kritik sehr gedehnt dar und wurde gerade in derselben Stunde abgedruckt, in welcher der Candidat von dem Doktor Rosenblüth unsern Matzens Viktualienladen so freundlich angeredet wurde. Sapienti sat! —

Sie fragen mich, wie es mir gehe, werthester Herr Doktor! erwiederte Eßig — ach liebster Herr Doktor! das Genie wird in unsern Tagen auf die Himmel schreiendste Weise unterdrückt, dieser alte unscheinbare schwarze Frack bleibt mein einzig Kleid, noch mehr — ich kann Ihnen bei meiner Ehre versichern, daß ich schon seit vier Tagen nichts Warmes und seit zweien selbst nichts Kaltes über die Lippen gebracht habe.

Armer Mann! sprach Rosenblüth hierauf erstaunt und mitleidsvoll, so tief sind Sie herab gekommen? das ist in der That doch sehr hart! — verzeihen Sie, daß ich es wage — der Doktor fuhr hier rasch in seine

Tasche, erwischte unglücklicherweise gerade den unter andern von Matz erhaltenen falschen Thaler und drückte mich dem Candidaten in die Hand; kaum aber war dieses geschehen, da gieng Herr Rosenblüth rasch von dannen, um nicht Herrn Eßigs Beschämung wahrnehmen und nicht seinen Dank hören zu müßen.

Auch die Unverschämtheit hat ihre Gränzen; auch der schlechteste Kerl hat seine antastbaren Seiten und unter die antastbaresten eines lumpigen Rezensenten gehören Geschenke an baarem Gelde.

Der kleine Rest seines bessern Gefühles erwachte auf einen Augenblick noch einmal in dem Candidaten, mahnend an das letzte Aufflackern des Lämpchens vor seinem gänzlichen Erlöschen.

Spornstreichs rannte Eßig in die Druckerei: Herr Foktor! schrie er im Eintreten,

sind schon viele Exemplare vom heutigen Blatte abgedruckt? —

Ohnlängst, erwiederte der Factor, fiengen wir an abzuziehen; fünfzig Exemplare mögen wohl schon fertig seyn.

Lassen Sie gleich die Presse stellen, schrie der Candidat wieder, es ist ein ganz abscheulicher Irrthum vorgefallen, er muß reparirt werden, es wäre ansonsten unsere ganze Anstalt compromittirt. Nur schnell — Tinte, Feder und Papier her!

Man reichte Herrn Eßig das Verlangte, derselbe setzte sich an den Tisch und schrieb eine Apologie des Rosenblüthischen Romans, die unverschämteste Lobhudelei, welche je deutsche Pseudo-Kritik erschaffen haben dürfte; in einem halben Stündchen war das Machwerk fertig. Hier dieser Aufsatz, sprach der Candidat, dem Factor das Manuscript hinreichend, muß noch heute ins Blatt, dieser aber — er riß seine erste

Schmähreзension über denselben Gegenstand vom Tenackel — cessirt, und die bereits abgezogenen etliche Exemplare wurden ebenfalls cassirt.

Eßig sprachs und stürzte aus der Druckerei; der Factor schüttelte mit dem Kopfe, that aber dennoch, wie ihm geheißen worden war.

Die Mittagsstunde hatte noch nicht geschlagen, allein der Candidat verspürte, nach längerm unwillkührlichem Fasten, in der That eine Art Heishunger und eilte spornstreichs nach der nächsten Restauration, wo er etliche bereits fertige Gerichte mit Wolfesgierde, in des Wortes eigentlichstem Sinne, verschlang. Herr Eßig verlangte auch noch Braten, allein dieser war noch nicht ganz gar und der Halb-Gesättigte bequemte sich zu warten und indessen ein paar Flaschen Doppelbier auszustechen.

Endlich wurde auch eine Portion Braten

aufgetragen und verzehrt. Unser hungeriger Cumpan hatte sichs wacker schmecken lassen; seine Zeche betrug beinahe einen vollen Thaler.

Mit stolzer Miene fuhr der Candidat in die Tasche und reichte mich dem Wirthe hin.

Der Restaurateur besah mich aufmerksam von allen Seiten, dann gab er mich, höhnisch lächelnd, mit den Worten zurück: Muß mir schon andere Münze ausbitten, dieser Thaler hier ist ja offenbar falsch? —

Der Candidat erblaßte: Falsch, falsch? — fragte er mit bebender Zunge — mein liebster Mann! es ist nicht möglich, Sie irren sich. —

Ei was — erwiederte der Wirth — was ist da zu irren, der Thaler ist falsch, dafür stehe ich mit meinem Kopfe.

In der That verehrtester Herr! stotterte nun der Candidat — ich muß gestehen, daß ich ausser diesem Thaler zufällig gerade keine Münze bei mir trage, indessen werde ich nicht

verfehlen, Morgen Mittags pünktlichst meine kleine Schuld abzutragen.

Nein, mein Herr Eßig — schrie nun der grobe Wirth — zum zweitenmale kriegen Sie mich nicht daran; von langer Zeit her sind Sie mir noch schuldig, ich mochte der Sache nicht erwähnen, weil ich doch schon weiß, wie es mit Ihnen steht; in der ganzen Stadt sind Sie als ein Lump und böser Schuldenmacher jedem Kinde bekannt; wie gesagt, zweimal lasse ich mich nicht prellen, bei Ihnen muß man Nro. Sicher gehen. — Der Grobian riß mit diesen Worten dem unglücklichen Gläubiger den Hut aus der Hand und fügte lachend bei: Wenn sie mir Morgen wieder die Ehre schenken, und die heutige Zeche bezahlen, gebe ich Ihnen den schlechten Deckel hier herzlich gerne zurück, allein bis dahin behalte ich ihn mit Ihrer gütigsten Erlaubniß in Versatz.

Zähnknirschend und verzweiflungsvoll stürzte

der Candidat aus dem Gastzimmer und rannte mit blossem Kopfe zum zweitenmal nach der Druckerei hin. Herr Factor! — schrie Eßig sogleich wieder bei'm Eintritte — nicht jene zweite Rezension, welche ich vorhin hier in der Druckerei über den Roman des Rosenblüths aufsetzte, nein die erste ursprüngliche gilt dennoch und muß ins heutige Blatt. *)

Mit großen Augen sah der Factor den wankelmüthigen Rezensenten an, dann sprach jener ganz gelassen: Nehmen Sie es mir nicht übel Herr Candidat! aber wahrlich für verrückt muß ich Sie heute halten; von der Nummer, in welcher sich ihre zweite Recension befindet, sind nun schon etliche hundert Exemplare abgezogen, wenn ich diese wieder cassire, wer macht die Kosten gut;

*) Auch diese Scene ist aus dem Leben gegriffen, sie ereignete sich i. J 1817 zu B—n.

auch geht in zwei Stunden die Post, mit welcher Exemplare abgesendet werden müßen. Ich habe einmal Ihrer seltsamen Laune den Willen gethan, aber wahrlich zum zweitenmal geht es nicht; es ist unmöglich und damit Gott befohlen Herr Candidat! zum Narren lasse ich mich von Ihnen nicht haben, verstehen Sie?

Dieses sprechend zeigte der Factor Eßigen den Rücken und ließ ihn stehen. Krampfhaft pressend hielt mich der Candidat noch immer in seiner Rechten, jetzt hob er mich mit den zwei ersten Fingern der Hand in die Höhe, indem er ganz ausser sich ausrief: Diesen Streich hat mir der Kerl, der Rosenblüth, geflieſſentlich gespielt, aber warte Hundedoktor! du sollst an mich denken! Damit warf mich Herr Eßig grimmig von sich, daß ich weit hin auf dem Boden rollte und endlich unter einem Setzkasten liegen blieb. — Das ganze typographische Chor

lachte laut auf und der Candidat lief mit brennendem Kopfe wüthend von dannen. Ein Setzer erbarmte sich meiner, hob mich von der Erde auf und verwahrte mich in seinem ledernen Beutelchen.

Am Abende desselben Tages wurde im Schauspielhause Torquato Tasso von Göthe gegeben. Mein neuer Gebiether, der Setzer, war ein ästhetischer Mensch, er dachte bei sich selbst: Willst doch einmal probiren, ob du für des Candidaten falschen Thaler nicht den göttlichen Torquato einnehmen kannst, und wenn sie den Thaler an der Cassa wechseln, trägt es noch etliche Maaß Bier und ein Nachtessen oben drein, welches mir nicht weniger wohl als der Tasso munden soll.

Das Haus blieb an diesem Tage ungewöhnlich leer; an Theatercassen pflegt man es überhaupt nicht sehr genau zu nehmen, heute zumal war der Cassierer sehr verdrieß-

lich und wechselte mich ohne Anstand; ich wurde in die Theatercasse geworfen.

Bei der nächsten Gagenvertheilung fiel ich an Herrn Isolan, den ersten Heldenspieler. Ob der Mime in gerader oder ungerader Linie von dem berüchtigten Kroatengeneral des dreißigjährigen Krieges abstammte, dieses weiß ich nicht zu sagen, allein so viel blieb wahr, daß der Schauspieler mit dem Feldherrn gleichen Namens einiges gemein hatte, denn auch der Theater=Heros war ein schlechter Zahler und restirte in der Stadt viel hundert Thaler.

Herr Isolan bezog von der Bühnendirektion ein nicht unansehnliches Garderobegeld und hatte sich von dem geschickten Schuhmachermeister Pechdrath allerlei altdeutsche und spanische Stiefel, peruvianische Sandalen und moderne Schnallenschuhe machen lassen, aber der ehrliche Pechdrath konnte von dem Heldenspieler nimmermehr Geld erhalten.

Allein am bezeichneten Sagentage stellte sich Herr Pechdrath wieder bei Isolan ein und war demselben dermaßen grob, bis er endlich mich, den falschen Thaler, als Trophäe seiner Grobheit davon trug.

Gerade in voriger Nacht hatte sein Weib dem Schuhmacher einen jungen Pechdrath geboren, der auch sogleich, nach hergebrachter christlicher Weise, mit dem Wasser der heiligen Taufe überschüttet wurde. Der Herr Pfarrer, welcher die Handlung vollzogen, bath um seine Stollgebühren und erhielt — mich.

Dem hochwürdigen Herrn gefiel mein Aeußeres eben so wenig als der dumpfe Bleiklang meiner Stimme, gerne hätte er mich refusirt und um andere Münze statt meiner, wie ehevor der weltliche Restaurateur, gebethen, allein dem geistlichen Herrn war der Schuhmacher zu grob, er getraute sich mit diesem nicht anzubinden; des Pfarrers Köchin, Jungfer Suschen, erhielt mich sofort zum Geschenke.

Jungfer Suschen hatte einen Freund, den Grenadier-Korporal Wichsauf, auf den sie große Stücke hielt und es dauerte nicht lange, so war ich des Korporals Eigenthum.

Herr Wichsauf hatte aber noch ein zweites Schätzchen, Bärbchen Mauskopf, auf welche er seiner Seits größere Stücke als auf des Pfarrers Köchin hielt und alle Geschenke, welche der Korporal häufig genug von Suschen empfing, giengen größtentheils sogleich wieder an Bärbchen über, und auch mich, den falschen Thaler, traf dieses Loos.

Nebenher empfing aber Bärbchen Mauskopf von dem Grenadier-Korporal Wichsauf noch ein ander Geschenk, wofür sie ihm wenig Dank wußte und der Korporal war so eben im russischen Feldzuge erfroren, als Bärbchen Mauskopf einen jungen Wichsauf gebar, dessen erste unartige Handlung es blieb, die Mutter zu tödten.

Der Pfefferkuchenkrämer Sauerhönig wurde, von Obrigkeitswegen, dem jungen verwaisten Wichsauf als Vormund bestellt und demselben seines Mündels mütterlicher Erbtheil übergeben, welcher, unbedeutsam genug, aus etlichen Henkel- und einem falschen Thaler, meiner Wenigkeit nämlich, bestand.

Das geübte Geldauge des Pfefferkuchenkrämers erkannte sogleich meinen schlechten Gehalt und der gottesfürchtige und gerechte Sauerhönig beschloß ein Exempel zu statuiren graulich und schauerig. Vermittelst eines scharfen Nagels und eines schweren Hammers nagelte mich der Barbar auf seinem Ladentische fest.

Also endete meine Laufbahn; ich leide gerechte Strafe und wünsche als reuiger Sünder lediglich, es möchte jedem falchen schlechten Kerl, gleichviel ob Thaler oder Mensch, ein gleiches Loos fallen.

IV.

Die verkehrte Welt;

oder:

Der Herr als Diener und der Diener als Herr.

Ausschweifender Schwank
in dramatischer Form.

Statim sapiunt; statim sciunt omnia; neminem verentur; imitantur neminem, atque ipsi sibi exempla sunt.

Plinius.

Personen:

Meinhard Graf v. Stroch auf Strochenheim, der Herr als Diener.

Ferdinand Graf v. Stroch, General, als Nachtwächter.
Leopold Graf v. Stroch, Staatsminister, als Koch.
} dessen Brüder.

August, des Grafen Meinhards Sohn.

Emmi v. Tiefborn, des Grafen Meinhards Mündel und Augusts Verlobte.

Kätchen, deren Kammerjungfer, als Theaterrezensent.

Tropfer, der Diener als Herr.

Fritz, neun Jahr alt, genannt: das Wunderkind.
Louischen, ein schlafendes Wickelkind.
} dessen Enkel.

Schornsteinfeger Schlupf, als Friseur.

Schullehrer Schwarz, als Jäger.

Friseur Husch, als Schweintreiber.

Kutscher Wauwau, als Kindsmagd.

Gerichtsverwalter Triller, als Laufer.

Hellmuth, des Grafen Augusts Diener.

Unsichtbare Musikanten.

Erster Akt.

(Freier Platz vor dem Schlosse Strochenheim; im Vordergrunde Tische und Stühle. Man vernimmt aus der Scene Töne eines Posthorns; Graf August und Hellmuth sein Diener, beide in Reisekleidern, treten auf. — August ist höchst phantastisch gekleidet.)

Scene 1.

August und Hellmuth.

August

(Mit komischem Pathos und sehr affektirt.) Willkommen du Ort, der meine Wiege sah; seyd mir gegrüßt ihr heimischen Laren!

Hellmuth.

Ich bin ganz müde von dem vielen Fahren.

August.

Hier unten am Bache spielt' ich als Kind.

Hellmuth.

Dort weidet jetzt ein Rind.

August.

Oft schlief ich unter jener Laube ein.

Hellmuth.

Mich dürstet, hätt' ich doch ein Glas Wein.

August.

Schau' — wo die grünen Wiesen lachen, dort stiegen meine luft'gen Drachen.

Hellmuth.

(Gähnend.) Ich bin schläferig von langem Wachen.

August.

Was sehe ich, ein grosses, neues Schloß — von meinem Vater indeß' wohl erbaut? Erbärmlicher Styl und wie gemein, — die Thüren und Fenster viel zu klein — keine Hermen, keine Bogen noch Pilaster? — ein wahres architektonisches Laster! Den Plunder reiß ich wahrhaftig ein, und leuchtend wie der Karfunkelstein soll auf dieser Stelle hier, als Schutzwehr und herrliche Zier, sich eine

alterthümliche Burg im Spitzbogen-Geschmacke erheben.

H e l l m u t h.

Der Herr Vater, hochgräfliche Gnaden! werden darüber eine ganz absonderliche Freude haben.

A u g u s t.

Jenen Fichtenwald fälle die Axt, Caffeebäume und Zuckerrohr will ich statt seiner pflanzen, das alte Bräuhaus wird geschleift, alles soll sich umgestalten; mein Vater gieng nicht mit der Zeit, ich werde dem Manne lehren zu leben, es wird viel zu reformiren geben. (Kleine Pause.) Doch alles ist hier so öde und still — es regt sich keine Maus, ist denn ausgestorben das Haus?

H e l l m u t h.

Dort endlich nahet des hochgnädigen Herrn Vaters Kammerdiener, der T r o p f e r; — potz tausend, der alte Kerl trägt ja jetzt die Nase ganz gewaltig hoch.

(Tropfer in ein sehr elegantes Morgenneglige gekleidet, und aus einer langen Pfeife schmauchend, tritt sehr gravitätisch auf.)

Scene 2.

Tropfer und die Vorigen.

Tropfer.

Ach seht doch, Monsieur August! ist man endlich von Reisen einmal zurückgekehrt? na auf den jungen Herrn wird auch das Sprichwort passen: Schickt man eine Gans über den Rhein, kehrt eine Gans wieder heim, doch mags darum seyn, eine Gans ist auch eine gute Gabe Gottes und nicht zu verachten. (Indem er seine Hand dem jungen Grafen hinhält.) Man hat Erlaubniß, mir die Hand zu küssen.

Hellmuth.

Na der gefällt mir nicht übel.

August.

(Indem er Tropfern heftig auf die Hand schlägt.)
Alter Kerl! ist er ein Narr geworden? —

Tropfer.

Was, nach mir schlagen? — ich ein Kerl? — ich ein Narr? (Schreiend:) He, Leute! herbei!

(Graf Meinhard v. Strochenheim kömmt eilig; er ist sehr sorgfältig, seinem eigentlichen Stand gemäß gekleidet; trägt weiß seidene Strümpfe und Schuhe.)

Scene 3.

Graf Meinhard und die Vorigen.

August.

(Indem er mit offenen Armen auf den Grafen zueilt.) Willkommen mein theurester Vater!

G. Meinhard.

(Die Umarmung abwendend.) Sey mir gegrüßt mein Sohn! doch lasse dieses bis nachher, es schickt sich jetzt nicht in Gegenwart (auf Tropfern zeigend:) des gnädigen Herrn.

August.

(Sehr erstaunt.) Wie — dieser ein gnädiger Herr?

Hellmuth.

Na da mag man sehen, was aus einem Bedienten alles werden kann.

Tropfer.

Stell' Er sich vor Meinhard! der junge Mensch hier hat mich geschlagen, mich einen Narren und Kerl gescholten.

G. Meinhard.

(Sehr erschrocken zu Augusten:) Unglücklicher! was hast du gethan?

Tropfer.

Ja, aber der Bursche soll mir's büßen; auf ein ganzes halbes Jahr laß ich ihn in den Thurm werfen — bei Wasser und Brod.

G. Meinhard.

Ach Euer Gnaden! der Unbesonnene bleibt aber doch immer mein Sohn. Ich bitte unterthänigst vor, ihm diesesmal gnädig und großmüthig zu verzeihen.

Tropfer.

Es ist wahr Meinhard! Er ist stets ein treuer und bewährter Diener gewesen und seinetwegen mag demnach Gnade für Recht ergehen. Doch genug! der Morgen ist schön, mir gefällt es im Freien, laß Er mir die Chokolade hieher bringen, und sende Er mir auch gleich den Schornsteinfeger; ich will mich frisiren lassen.

G. Meinhard.

Wie Euer Gnaden befehlen. (Ab ins Schloß.)

August.

(Zu Hellmuth.) Wache oder träume ich? — was soll ich von dem allen denken. Mein Vater, der Graf, der Diener seines Dieners? —

Hellmuth.

Und der Schornsteinfeger ein Friseur? — das ist ja, so wahr ich lebe, die verkehrte Welt.

(Graf Meinhard kömmt mit der Chokolade, ihm folgt Schlupf der Schornsteinfeger mit berußetem Gesichte und ganz schwarz, nach Art der Schornsteinfeger, gekleidet; übrigens hat Schlupf eine blendend weiße Schürze vorgebunden, und trägt einen Puderbeutel, Pudermantel u. dgl. im Arme.)

Scene 4.

Graf Meinhard, Schlupf und die Vorigen.

Tropfer.

(Indem er die Chokolade schlürft.) Nun hurtig Schlupf! verrichte Er seinen Dienst.

(Schlupf wirft Tropfern den Pudermantel um und hebt an denselben in sehr komischer und bizarrer Weise zu frisiren.)

Hellmuth.

(Zu Augusten.) Na gnädiger Herr! was sagen Sie dazu?

August.

Es kann nicht anders seyn, alles was ich sehe ist eitler Sinnentrug, oder aber es herrscht hier eine allgemeine Tollheit. (Indem er sich dem Grafen Meinhard, der hin-

ter Tropfers Stuhl steht, nähert:) Aber theurester Vater! sagen Sie mir nur —

G. Meinhard.

(Indem er auf Tropfer zeigt und den Finger auf den Mund legt:) Bst!

Tropfer.

(Zu Schlupfen:) Aber Bursche! wie geht Er mit mir um, hält Er meinen Kopf für einen Schornstein?

Schlupf.

O Euer Gnaden! ein Schornstein und mancher Kopf haben große Aehnlichkeit miteinander.

Tropfer.

Wie so? —

Schlupf.

Ja schauen Euer Gnaden, die Schornsteine sind gewöhnlich hohl und viele Köpfe pflegen auch hohl zu seyn.

Tropfer.

Brav Schlupf! Er gefällt mir, Er hat

eine satyrische Ader, Er soll Epigramme schreiben und ich werde dieselben drucken lassen.

S c h l u p f.

Jh du mein Himmel! ich Epigramme schreiben? — wird mir das Frisiren schon sauer genug — ich der Schornsteinfeger Epigramme? nun die möchten s c h m u t z i g genug ausfallen.

G. M e i n h a r d.

Desto besser, s c h m u t z i g e G e d i c h t e machen heut zu Tage am meisten Glück.

(Man hört inner der Scene jammern: „Ach, o wehe!“)

T r o p f e r.

Was ist das, was giebt es?

G. M e i n h a r d.

Es nahet der vormalige Schullehrer und nunmehrige herrschaftliche Jäger S c h w a r z, begleitet von Dero Friseur, welchem nun die Funktion des Schweinehirten anvertraut wurde;

die Leute scheinen verwundet, es muß irgend ein Unglück arrivirt seyn.

(Schwarz und Husch treten auf. Schwarz ist ganz schwarz, seinem eigentlichen Stande gemäß, gekleidet; auf dem Kopfe, welcher mit einem Tuche umwunden, eine Atzel; er trägt eine ungemein lange und plumpe Jagdflinte sehr unbeholfen auf der Schulter und hat eine Waidtasche überhängen. Husch ist noch ganz weiß als Friseur gekleidet, trägt aber eines Schweintreibers Peitsche in der Rechten und eine Pudelmütze auf dem Kopfe; sein linkes Bein ist verbunden; er hinkt.)

Scene 5.

Schwarz, Husch und die Vorigen.

Schwarz.

O Jemine, ach!

Husch.

Es brennt wie höllisches Feuer, o weh, wehe!

Tropfer.

Was lärmt ihr Tölpel!? — Schwarz! hat Er im Forste diesen Morgen, wie ich ihm befohlen, bereits einen Bock geschossen?

Schwarz.

Ach Euer Gnaden! ich habe geschossen, aber keinen Bock, sondern nur den Friseur, den Schweintreiber wollte ich sagen, habe ich getroffen.

Tropfer.

Welch' ein Qui pro quo! wie geschah es?

Schwarz.

Die Sache gieng sehr natürlich zu. Ich verfügte mich in den Wald, wie mir geheißen war, ich sah einen Bock, ich schoß, aber der Schuß traf nicht den Bock, den ich gesehen, sondern, wie gesagt, den Friseur, der auf der nahen Wiese die Schweine hütete und den ich nicht gesehen; ich lief dem Bocke nach und wollte ihn fangen, rannte aber unversehens an einen Baum, der mir im Wege stand, und paff! hatte ich ein Loch im Kopfe. Ach euer Gnaden! ich bin zu der mir übertragenen neuen Funktion ganz und gar verdorben, mit den Böcken meiner

Schüler weiß ich mich besser, als mit jenen im Walde, zu benehmen; darum lassen mich Euer Gnaden in die Schulstube zurückkehren.

Husch.

Und mich lassen Euer Gnaden wieder frisiren, ich kann mit den Schweinen ein für allemal nicht zurecht kommen, die Bestien gehorchen mir nicht und grunzen mich höhnisch aus.

Tropfer.

Ruhig Leute! es bleibt bei der neuen Ordnung: die Schulmeister schießen Böcke und die Friseure hüten Schweine. Was übrigens Eure Verwundungen betrifft, da ist guter Rath und schnelle Hülfe nicht theuer; verfügt Euch zu meinem Fritzchen, dem Wunderkinde, laßt Euch von ihm die Hände auf die Wunden legen und ihr seyd genesen.

Husch.

Wenns aber nur auch gewiß ist?

Tropfer.

Geht, glaubt und Euer Glauben wird Euch helfen!

Schwarz.

Na wir wollens probiren, kommt Husch!

(Husch und Schwarz ab.)

Scene 6.

Die Vorigen ohne Schwarz und Husch, gleich darauf Graf Ferdinand.

August.

Ein Kind soll die Verwundeten heilen? — was ist denn nun dieses wieder? —

Hellmuth.

Der Teufel begreife es!

Tropfer.

(Zu Augusten:) Ja, ja mein schöner junger Herr! es giebt auf unserer Erde wirklich Dinge, von denen sich der Gescheideste nichts träumen läßt! Das Wunderkind ist mein eigener Enkel, heißt Fritz und obwohl der Knabe erst neun Jahre alt,

hat er dennoch bereits schon philosophia, medicina, jurisprudentia und theologia absolvirt; er ist fünffacher Doktor und heilt durch Auflegen der Hände jede Krankheit; der berühmte junge Doktor Carl W***e ist gegen meinen Fritz — gar nichts, na, man soll den Knaben kennen lernen und staunen.

(Graf Ferdinand tritt auf. Er trägt über einer glänzenden Generalsuniform einen schlechten Nachtwächterkittel, in der Rechten einen Spieß, in der Linken eine brennende Laterne.)

G. Ferdinand.

(Im Auftreten laut singend:)

Ihr lieben Herrn und Frauen! laßt euch sagen,
Der Hammer, der hat neunmal g'schlagen;
Neunmal!
Bewahret wohl Feuer und Licht,
Damit kein Schaden nit g'schieht!

Tropfer.

Nachtwächter! reitet ihn der Teufel! sieht er denn nicht, daß die Sonne am Himmel

steht, wer heißt ihm am hellen Tage die Stunden ausrufen? —

G. Ferdinand.

Ach verzeihen Euer Gnaden! ich exerzire mich blos ein bischen in meinem neuen Dienste; das Exerziren überhaupt ist eine alte Gewohnheit, die mir noch aus meiner vorigen Carriere anklebt und von der ich nicht so leicht werde lassen können, denn man hat Beispiele, daß alte Militärs noch auf dem Todbette exerzirten und manöuvrirten.

August.

Wie Graf Ferdinand, der hochberühmte Feldherr, meines Vaters leiblicher Bruder, Nachtwächter? — es kann nicht seyn, Oheim! um Gotteswillen! sprechen Sie: Nicht wahr, alles ist Täuschung?

G. Ferdinand.

Ah mein charmanter Neveu! sind Sie auch hier, nun das ist mir lieb, ich werde Sie sogleich zu meinem Substituten ernennen.

Was machen Sie denn viel Aufhebens von der Sache, nun ja! jetzt bin ich Nachtwächter und ehevor war ich General. Was weiters? — als Feldherr schrie ich meine Siege und Kriegesthaten und als Nachtwächter rufe ich die Stunden aus; wer weiß, ob ich der menschlichen Gesellschaft durch mein jetziges Beginnen nicht mehr nütze, als durch mein einstiges?

Hellmuth.

(Bei Seite:) Na das läßt sich einmal hören; das erste kluge Wort in der verkehrten Welt!

August.

Heiliger Himmel! bewahre mir meinen Verstand.

Hellmuth.

(Für sich:) Der ist schon längst beim Teufel!

(Triller, der Gerichtsverwalter, ein kleiner, ältlicher und ungemein fetter Mann tritt, als Laufer sehr phantastisch gekleidet, hinkend und langsam auf. Er trägt ein knappes Kolletchen, ein leichtes Casquet,

Schärpe, Strümpfe und Schuhe, im Arme ein Körbchen.)

Scene 7.

Triller und die Vorigen, dann Graf Leopold.

Triller.

(Indem er auf einen Stuhl fällt, seufzend:) Uf, uf, ich kann nicht mehr. Euer Gnaden! schicken Sie mich in meine Amtsstube zurück, mit meinen Bauern weiß ich umzuspringen, als Laufer muß ich alter, schwerfälliger Mann zu Grunde gehen.

Tropfer.

Er ist lange genug gesessen mein lieber Triller! nun mag er bis an seines Grabes Rand laufen und dabei hat es sein Verbleiben. Nun, hat er mir die bestellten frischen Austern aus der Stadt gebracht? Ich trage darnach ein groß' Gelüsten.

Triller.

(Das Körbchen zeigend:) Hier habe ich die Austern, aber sie sind mein Tod.

T r o p f e r.

Ei was — mir scheints, er ist selbst so faul wie eine Auster, nur frischen Muth, es lernt sich alles in der Welt, ein rechter Laufer muß immer munter und lustig und immer auf den Beinen seyn. (Er reißt Trillern vom Stuhle auf.)

T r i l l e r.

(Schwankend:) Erbarmen, Erbarmen! o weh!

T r o p f e r.

(Ruft:) Koch! wo steckt der Schlingel denn? He Koch! herbei!

(Graf Leopold tritt aus der Schloßpforte; er trägt ein Staatskleid mit einem Sterne auf der Brust, auf dem Kopfe eine hohe weiße Schlafmütze; ferners hat der Graf eine Serviette vorgebunden und rührt während der Conversation mit einem Kochlöffel in einer kleinen Cassarolle.)

G. L e o p o l d.

(Im Auftreten zu Tropfern, immer emsig rührend:) Euer Gnaden befehlen? —

T r o p f e r.

Der Laufer hier hat frische Austern aus

der Stadt herbei gebracht, übernehme Er den Korb, die Austern müßen mir heute bei der Tafel servirt werden.

G. Leopold.

Ganz wohl Euer Gnaden! (Er nimmt von Triller den Austernkorb und giebt denselben durch die Schloßpforte ab, dann tritt er, immer in seiner Caßarolle rührend, mehr gegen den Vordergrund der Bühne.)

August.

Nein, nun gestaltet sich mir die Geschichte doch wahrhaftig zu bunt und toll; mein Onkel, Graf Leopold, der stolze Staatsminister, gar ein Sudelkoch?

G. Leopold.

(Indem er sich Augusten nähert:) Ah voici mon cher neveu, monsieur August! je vous salue — Sie staunen junger Mann! über mein dermaliges Beginnen — pourquoi donc? Einst entwarf ich Manifeste, schloß Staatsverträge oder Concordate, jetzt steche ich welsche Hühner ab und rühre Saucen

zusamm, am Ende kömmt es auf dasselbe heraus; alles hübsch zu seiner Zeit, allein mein schöner junger Neffe, Sie werden Hunger haben, ein kleines déjeûné à la fourchette kann nicht schaden, venez chez moi — ich setze Ihnen ein filet de boeuf vor, so lecker und zart, daß es Ihnen, wie frische Butter, auf der Zunge schmelzen soll. Venez, venez donc! (Er läuft lachend ins Schloß zurück.)

August.

Dieses fasse, wer kann. Der selige geniale Th. A. Hoffmann in Berlin hat zwar manchen Teufelsspuck in die wirkliche Welt eingeführt, aber solch' tollen nimmermehr. Beinahe will es mich bedünken, als ob wir, ich und meine ganze edle Sippschaft, unsere eignen Doppeltgänger hier einher wandelten.

Hellmuth.

Und mich hat man ebenfalls bereits ver-

maßen verblüffet in dieser verkehrten Welt, daß ich nicht mehr weiß, ob ich ein deutscher Jüngling oder eine deutsche Jungfrau bin.

(Der Chor aus der Zauberflöte: „Es lebe Sarastro! Sarastro soll leben!" oder ein anderer Triumphmarsch wird inner der Scene ausgeführt.)

August.

Was hat nun wohl diese Musik wieder zu bedeuten? —

Tropfer.

Ha, ha, ich merke schon, meine Enkeln, Fritz das Wunderkind und die kleine Louise mit ihrem Gouverneur, dem vormaligen Kutscher Wauwau, machen eine Morgenspatzierfahrt. Das Wunderkind wird von dem musikalischen Theile meiner Dienerschaft bewillkommet.

(Schwarz und Husch, beide von ihren Verbänden befreit, ziehen eine Kinderchaise auf die Bühne. In dem Chaise'chen sitzen: Wauwau, ein kolossaler Bursche, in kompletter Kutscher-Livere', ein

Wickelkind in den Armen wiegend, dann der neunjährige Fritz, das Wunderkind, nach Art der alten Charletane, in einen Scharlachrock und lange Weste gekleidet; an der Seite einen kleinen Porzellandegen; auf dem Kopfe eine ungeheure Allongeperücke, en chapeau-bas.

Scene 8.

Schwarz, Husch, Wauwau mit dem Wickelkinde, Fritz und die Vorigen.

(Wauwau mit dem Kinde und Fritz steigen aus dem Wägelchen.)

Wauwau.

(Indem er das Kind im Arme wiegt, singt:)

Schlaf' Herzchen! schlaf,
Dein Vater ist ein Graf,
Dein' Mutter ist ne Edelfrau,
Dein' Kindsmagd ist der Wau, wau, wau,
Der Kutscher Wauwau.

Tropfer.

Guten Morgen mein lieber Wauwau! was macht sein kleines Louischen!

Wauwau.

S' arme Fratzerl leidet eben an den Zahnlen, heute Morgen hats g'schrien wie n' Mord-

brenner, aber hinterher hab' ichs ein bisel gestriegelt, dann ist's rühig geworden und eingeschlafen.

Tropfer.

Ich muß Ihm gestehen mein lieber Wauwau! unter allen meinen Tölpeln findet Er sich noch am besten in den ihm verliehenen neuen Dienst. Nimmermehr hätte ich es gehofft, er würde so gut sich zur Kindsmagd schicken.

Wauwau.

Ja schauens Euer Gnaden! das kommt daher, weil wir Leute vom Stall angebornes, feins und zarts Gefühl haben, wir lieben unsere Rosse mehr und pflegens besser als gar manche Mutter ihr Kind, und darum kann ich halt da mit dem Fratzerl auch gut umspringen, ich bins ja schon gewohnt, denn n' unvernünftigs Vieh und unvernünftigs Kind kommt halt auf eins heraus.

Fritz.

(Zu Tropfern:) Buono Giorno — cher Großpapa! cura ut valeas.

Tropfer.

Willkommen mein geliebter, gelehrter Enkel Doktor! (Zu Schwarz und Husch:) Nun ihr beiden seht ja ganz munter drein, hat Euch mein Wunderkind geheilt.

Schwarz.

Miraculum omnium miraculorum! Das gelehrte unbegreifliche Wunderkind gab mir eine Ohrfeige, da wurde mirs plötzlich hell im Kopfe, und ganz und gar geheilt war das verschlagene Haupt. Ich werde mich nun sogleich wieder in Sylvas, das heißt, in die Waldungen begeben, und den entlaufenen Bock einzufangen suchen.

Husch.

Auch mich armen zerschossenen Friseur hat der junge Herr Doktor vollkommen hergestellt,

werde nun zusehen, daß meine Schweine nicht Unfug anrichten.

August.

(Zu Fritz.) Junger Freund! du hast, wie man mir gesagt, vieles schon gelernt, hast sogar als Doktor promovirt?

Fritz.

Utique mi Domine!

August.

Gerne möchte ich über einige Dinge deine Meinung vernehmen.

Fritz.

Fiat!

August.

Was hältst du von unserer Poesie?

Fritz.

Wir Deutsche haben gar keine Poesie. Unsere sogenannten ersten Dichter, Schiller und Göthe, sind im Grunde doch nur seichte Köpfe; die Kritik allein gedeiht noch am besten in Teutonia, wir zählen in sotha=

ner Sphäre viele wackere und nicht wackere Ritter.

August.

Unsere Musik?

Fritz.

Eitle Klempelei! Maria Weber und Mairbeer sind welsche Hahne, dem leidigen fränkischen Geschmack unterthan; überhaupt nichts seltener in Germania dann geniale Originalität.

August.

Aber was hältst du von der deutschen Philosophie? —

Fritz.

Entwürdigendes sklavisches Pflegma ist der Charakter der praktischen Philosophie der heutigen Teutonen, in der Theorie hat der selige hehre Schuster Jakob Böhm einiges geleistet.

August.

Und unsere Religion?

F r i t z.

Hohe Mystik allein ist Religion. Etwas geschah für die sublime Theorie, vieles bleibt noch nachzuholen.

A u g u s t.

Deine Politik?

F r i t z.

Ich bin entschiedener Demagoge. (Voll kindisch-lächerlicher Würde:) Europas Throne sollen noch erzittern vor meiner eisernen Konsequenz; ein deutscher Fürst wagte mir eine Pension, welche ich forderte, abzuschlagen; er soll, er wird bitter bereuen.

A u g u s t.

Welche Begriffe verbindest du mit dem Worte: Demagoge.

F r i t z.

Diese Begriffe scheinen etwas parador, doch sie scheinen es nur, lassen sich aber dessenungeachtet schwer definiren.

August.

(Zu Hellmuth:) Bei Gott! in dem Knaben glimmt dennoch ein Funke Genie.

Hellmuth.

(Bei Seite.) Da haben wir's, der tollste Unsinn erscheint ihm als reine Natur.

(Emmi v. Tiefborn tritt sehr eilig auf.)

Scene 9.

Emmy und die Vorigen, gleich darauf Kätchen.

Emmy.

(Im Auftreten:) Wo ist Er, wo ist Er?

August.

Ah, Fräulein Emmy! meine Verlobte! nun endlich werden sich doch diese Räthsel lösen.

Emmy.

(Indem Sie Augusten erblickt:) Mein August! mein Geliebter! sind Sie mir treu geblieben, werden Sie nicht die Hand Ihrer Emmy verschmähen. (Indem sie sich vor ihm auf die Knie wirft.) Sehen Sie mich hier zu Ihren Fü=

ßen, nicht eher stehe ich wieder auf, bis Sie mir ewige Liebe und Treue geloben.

Hellmuth.

(Bei Seite.) Nun ist auch die närrisch geworden.

August.

Hat sich denn heute alles verschworen, mir den Kopf zu verrücken. Fräulein! um Gotteswillen! stehen Sie auf, an mir ist es, vor der Huld und Schönheit zu knien. (Er kniet ebenfalls, Kätchen als Theaterrezensent tritt auf.)

Kätchen.

Ha, ha, ha — eine bizarre aber dennoch originelle Gruppe; ich werde ihrer im nächsten Blatte vielleicht beifällig erwähnen, vielleicht auch nicht.

Tropfer.

Mein Herr! wer sind Sie?

Kätchen.

Ein Theaterrezensent.

Tropfer.

Wer giebt Ihnen das Recht, hier einzutreten.

Kätchen.

Ein Rezensent kennt kein Recht und hat dennoch immer Recht. (Zu Kätchen:) Erhebe dich deutsche Magedein, nicht ziemet dir vor dem Buhlen zu knien. (Sie reißt Emmy vom Boden und blickt ihr in die Augen:) O Himmel! wie wird mir, welche Augen, welch' kußlicher Mund, welche Anmuth — Mädchen! ich liebe dich mit versengender Rezensentengluth, mein mußt du werden, oder ich will nicht leben.

Hellmuth.

Na der fängt die Sache rasch an.

Emmy.

Wie wird denn mir? klar liegt es mir vor Augen, die Schleier fallen, ja Jüngling! du gleichst dem Ideale, welches längst in meinem Innern schlummerte auf ein Haar

— ich könnte, ich möchte — ich zerreisse alle Bande, dein, dein allein will ich seyn! — (Sie wirft sich in Kätchens Arme.)

August.

Tod und Teufel! was ist denn das? (Indem er Kätchen an der Brust faßt:) Verdammte, schnöde Rezensentenbrut! ich erwürge dich.

Hellmuth.

Daß ein Mädchen plötzlich untreu wird, das ist ein Stückchen aus der wirklichen und nicht aus der verkehrten Welt.

Kätchen.

Herr Graf! Sie tödten mich, lassen Sie mich los, ich bin ja kein Rezensent, öffnen Sie die Augen doch, ich bin ja 's Kätchen.

Hellmuth.

Wa — was! mein Kätchen eine lebendige Rezension? nun das gefällt mir nicht übel!

G. Leopold.

(Hastig aus dem Schlosse tretend:) Meine Herr-

schaften, wenn es gefällig wäre einzutreten, man servirt soeben das Dejeuné.

G. Meinhard.

Ja wir wollen uns zu Tische setzen, die Farce ist zu Ende, und wir kehren aus unserer kleinen verkehrten nun wieder in die wirkliche Welt zurück. (Graf Leopold wirft lachend die vorgebundene Serviette von sich, Graf Ferdinand zieht den Nachtwächterkittel aus; alle befreien sich soviel als möglich von den Emblemen der verkehrten Welt.)

G. Meinhard.

(Zu Augusten tretend, sehr ernst:) Mein Sohn! ich bin im Begriffe die Sphynx zu stürzen, Oedip steht vor dir; höre mich: du warst zum Jüngling herangereift, deine Anlagen und erworbene Kenntnisse berechtigten mich zu schönen Erwartungen, du solltest nun auch Welt und Menschen kennen lernen, ich sandte dich auf Reisen, doch nicht am Gängelbande eines Hofmeisters wollte ich dich durch Europa leiten lassen; du solltest mit

eigenen Augen sehen, selbst erfahren, selber prufen — allein mein Sohn! schon Plinius der jüngere schrieb, der alten Roma Jugend würdigend. an seinen Freund Marcellin: Unsere jungen Leute halten sich sogleich für gemachte Männer, wissen gleich alles, achten keinen, ahmen keinem nach, wollen nur gleich Originale seyn. — Was wohl würde Plinius von Teutoniens Jugend schreiben, wenn er in unserer Mitte lebte? wahrlich ein großer Theil unserer Jünglinge gieng weiter noch als die jungen Römer, denn unser Anflug hielt sich reif, Welten zu reformiren und du mein Sohn! — allerwärts ließ ich dich beobachten, — fielst in die Schlingen einer Schule, deren Lehren, wenn ihre Realisirung denkbar wäre, im eigentlichsten Sinne die Welt verkehren würden. Ich und meine Brüder trauerten ob deiner Verirrungen, ich rief dich in die Heimat zurück, du meldetest den Tag deiner

Ankunft. Ungewöhnlicher Irrthum bedürfe ungewöhnlicher Heilmittel, meynte dein munterer Onkel, der General, und er entwarf den Plan zu jener Farce, welche wir dir, mit Hülfe meiner Dienerschaft, so eben darstellten, ja mein Sohn! so und nicht anders würde sich im Großen die Welt verkehren, wenn je ein gewisser finsterer Geist, der auch dich verblendete, die Oberhand behaupten dürfte.

August.

Vater! wenn ich im Irrthume schwebte, so lassen Sie mich an dieser holden Hand (auf Fräulein Emmy deutend) versuchen in den Tempel des Lichts zu wallen.

G. Meinhard.

Recht mein Sohn! schon manches verirrte Schäflein genaß in der Schule der Frauen.

August.

Geliebte Emmy! darf ich hoffen? —

E m m y.

Nie verzweifelte ich an Ihnen mein theurester August! (Umarmung.)

G. F e r d i n a n d.

Bravo! (singt:)

Ihr Herrn und Frauen laßt Euch sagen,
Hymens Stunde, sie hat nun geschlagen!

G. L e o p o l d.

Bravissimo! — Ein Gerücht Tauben lasse ich zum Frühstück schnell noch bereiten.

H e l l m u t h.

Alte Liebe rostet nicht. (Zu Kätchen:) Herr Theaterrezensent! wie sieht es mit uns beiden aus, wenn ich mich nicht irre, hatten auch wir beide uns dereinst ewige Liebe und Treue geschworen; wollen wir uns bei der guten Gelegenheit nicht auch ein bischen heirathen?

K ä t c h e n.

Du bist eben immer noch der alte schnurrige Junge, dem man nicht wohl gram seyn

kann. (Indem sie ihm die Hand reicht.) Nun es sey darum, eine treue Dienerin folgt gerne der Herrin Beispiele.

Hellmuth.

Victoria! eine Wagniß bleibt es zwar immer, mit einer lebendigen Rezension zu Bette zu gehen, allein beim Lichte besehen gilt es gleichviel, denn die Rezension bleibt weder bei der Ehe, noch bei einer andern Posse aus.

August.

Aber gestehen müßen Sie doch lieber Vater! die Farce, welche Sie und die Oheime mit mir spielten, war etwas *seltsam*, *kühn* und *gewagt*.

G. Meinhard.

Du hast recht mein Sohn! und ich fürchte sehr, ausser dir, wird es noch gar viele Leute geben, welche unsere Posse nur *gar* zu *seltsam und gewagt* schelten dürften.

Kätchen.

Immerhin! hat doch alles in der Welt

mehrere Seiten, und auch für die tollste Posse lassen sich Entschuldigungen finden, darum theure Gönner! hören Sie auch eine für die unsere: (Zum Publikum:)

Sah diese Zeit die Hohen sich hernieder neigen,
Und viele Niedrige hinan zu Hohen steigen,
Wagt unsre Kunst einmal Verkehrtes auch zu zeigen:
Verkehrtheit ist indeß kein neues Spiel;
Sie zeigt sich allerwärts — oft gar zu viel,
Und zu gefallen — blieb auch heut' ihr Ziel.

Gruppe — allgemeine Verbeugung — der Vorhang fällt.

V.

Kleines
und
grösseres Dessert.

1.

Die seltsame Matratze, eine wahre Anekdote aus weiland Maximilians I. Königs von Baiern Leben.

Maximilian I. König von Baiern war als Prinz, wie als König, ein gerechter, weiser, humaner und froher Mann, wie denn überhaupt des Lebens echter Frohsinn nur aus gutem Gewissen und vortrefflichem Herzen entsprossen kann.

Wir wünschen des unvergeßlichen Maximilians einstigem Biographen seines Helden seltene Tugenden alle, denn nur unter dieser Voraussetzung wird das Werk den Meister loben, vorerst aber wird jeder bisher unbekannte Zug aus des Hochseligen Leben nicht nur jedem Baiern,

sondern jedem deutschen Biedermanne interessant bleiben, darum biethe ich auch ein kleines Scherflein und bitte es gütig hinzunehmen.

Se. Majestät der jetzt regierende König Carl August Ludwig I. wurde bekanntlich in Straßburg geboren, als Höchstdessen Herr Vater noch das Regiment Elsaß als Oberst kommandirte.

Dieser Tag war einer der denkwürdigsten und schönsten in des Höchstseligen Königs irdischem Leben; das ganze Regiment erfaßte ein Freudentaumel des frohen Ereignisses halber, denn ihren Max liebten Alle, vom Ersten angefangen bis zum Letzten, einem Vater gleich.

Die Veteranen des Regiments traten zur Berathschlagung zusammen; dasselbe wollte dem neugebornen Prinzen ein Angebinde überreichen. Viele Vorschläge wurden gemacht, alle verworfen, endlich aber nahm

ein ergrauter und mit ehrenvollen Narben bedeckter Grenadier das Wort:

Kinder! sprach der Krieger, wollen wir dem Erstgebornen unseres Vaters Max ein Angebinde reichen, so muß dieses von ganz absonderlicher Art seyn; höret mich: Der Bart ist des Mannes, vor allem aber des Kriegers höchste Zierde; diese Zierde nun, rathe ich, wollen wir dem Prinzen Ludwig opfern, das ganze Regiment, sage ich, schert seine Bärte ab, daraus wird eine zierliche kleine Matratze verfertiget, ein würdiges Lager für den Sohn eines Heldengeschlechtes.

Dieser Vorschlag wurde einmüthig angenommen. Des andern Tages war die Parade bereits aufgestellt, als Prinz Max auf dem Waffenplatze erschien. Alle Wetter! — rief der Chef voll Verwunderung aus, was ist das, wo haben denn die Burschen alle ihre Bärte gelassen? —

Eine Deputation trat vor und überreichte die Matratze mit einer kurzen herzlichen Rede.

Prinz Max war tief gerührt; er lächelte unter Thränen und sprach: Hört ihr Burschen! für diesmal mag es seyn, allein ich hoffe mich ferners noch ehelichen Segens zu erfreuen und das nächstemal laßt mir die Possen bei Seite, denn sonst käme am Ende kein Grenadier mehr zu einem recht stattlichen Barte. — Die Soldaten wurden reichlich beschenkt.

Rechtliche wackere Männer, Zeitgenossen des Prinzen Max, haben mir in Straßburg selbst diese Anekdote erzählt; eine andere Gewähr für deren Wahrheit, als das Wort jener Männer, vermag ich aber freilich nicht zu leisten.

2.

Umwandlung des Zeitgeistes.

In einer grossen deutschen Stadt, nennen mag ich sie aus triftigen Gründen nicht, besuchen bereits seit langer Zeit die Söhne der katholischen mit jenen der evangelischen Einwohner dieselben Schulen; nur bei'm Religionsunterricht blieben beide Theile, wie billig, getrennt.

Nun haben aber vor wenigen Monden die katholischen Einwohner jener Stadt eine Vorstellung übergeben, in der sie dringendst um gänzliche Absonderung der evangelischen von der katholischen Schuljugend bitten; mehr als neun und neunzig, ohne Zweifel lauter sehr gewichtige Motive unterstützten die Petition.

Gerade als mir jene Thatsache zu Ohren kam, fand ich irgendwo ein mehr als hundertjähriges Büchlein, betitelt:

Julii Bernhards von Rohr, Einleitung zur Staatsklugheit u. s. w. Leipzig, 1718. bei J. Ch. Martini. 8.

Der gute selige staatskluge Herr v. Rohr, zu seiner Zeit ein sehr frequenter Schriftsteller, ließ sich unter anderm also verlauten:

„Demnach durch die tägliche Erfahrung und vielfältigen Exempel bekannt, daß die von denen Evangelischen Eltern erzeugte Jugend, wann dieselbe bei denen Jesuiten respec. Catholischen (Sic!) zur Schule gehet, wo nicht sofort zur Pabistischen Religion verführet, jedoch mit solchen principiis gemeiniglich imbuirt werden, daß dieselben hernach schlechten Eifer in der Religion zu haben, sondern mehrentheils solche wohl gar

zu verlassen und dem Pabstthum anzuhängen pfleget; solche grauslich schwere Seelen- und Gewissensgefahr aber um so viel mehr zu verhüten und abzuwenden, weil die Jugend in dieselbe bei dem Alter und in denen Jahren geräth, worinnen sie die ihr beigebrachten errores annoch nicht erkennen, auch sie hernach von diesen ihren ersten principiis nicht wohl wieder befreien und los machen kann. Also müßen die Evangelischen Landesfürsten denen Evangelischen Eltern mit Recht verbiethen, daß sie ihre Kinder nicht in die Catholischen Schulen schicken sollen. Siehe das Churfürstl. Brandenburgische dießfalls ergangene Verboth vom 3. April 1684."

Tempora mutantur et nos mutamur in illis!

3.

Molieres Fechtmeister hatte Recht.

Vor noch gar nicht langer Zeit wurde zu B— von einem öffentlichen Blatte in einer Theaterkritik behauptet: der Schauspieler N. sey ein geborner Hanswurst.

Die Menschen lassen sich gefallen als allerlei geboren zu werden, aber geborner Hanswurst will keiner seyn; dazu bildet man sich lieber in der Folge aus.

Auch Herr N. nahm dem gebornen Hanswursten gewaltig übel und sagte in einem andern Blatte dem ihn kritisirenden Redakteure Dinge, die dieser noch mehr übel nahm.

Nach einigen Tagen trafen sich beide Antagonisten an einem öffentlichen Orte und

der erboßte Redakteur applicirte dem Schauspieler ein **paar derbe Ohrfeigen.**

Solch' Verfahren nahm Herr N. wieder übel und forderte den Redakteur zum Zweikampfe, der aber aus uns unbekannten Gründen nicht zu Stande kam.

Der Schauspieler erhob nun gegen den Redakteur eine Injurienklage. Während der Prozeß noch bei den Gerichten schwebte, machte aber Herr N. dem Fürsten v. — seine Aufwartung.

Herr N. fieng weinerlich an:

„Wissen Ew. Durchlaucht schon was mir passirt ist?"

Fürst. O ja, Sie haben ein paar **Ohrfeigen** erhalten.

Hr. N. Aber sagen mir Ew. Durchlaucht, was soll man anfangen, wenn man selbst an öffentlichen Orten nicht mehr vor Mißhandlungen sicher ist, und zu **Ohrfeigen** kommen kann, ohne zu wissen wie? —

Fürst. Mein Herr! Sie sind Schauspieler, beliebter Komiker — ohne Zweifel kennen Sie doch Molieres Lustspiele.

Hr. N. Ew. Durchlaucht aufzuwarten!

Fürst. Wohlan, wissen Sie, was Molieres Fechtmeister sagte?

Hr. N. Ich kann mich nicht sogleich entsinnen?

Fürst. Jener Fechtmeister sprach: „Tout le secret des armes — und die Hand ist des Menschen erste und natürlichste Waffe — ne consiste qu'en deux choses, à donner, et à ne point recevoir.“ Sehen Sie mein Freund! hätten Sie des Fechtmeisters Worte gekannt und beachtet, Sie hätten gewußt was man anzufangen, wenn man keine Ohrfeigen abkriegen will.

Molieres Fechtmeister hatte Recht und der Fürst hatte auch Recht, aber Herr N— behielt seine Ohrfeigen.

4.

Väterliche Lehren.

Herr H— gieng mit seinen Kindern, zwei kleinen Söhnen und einem zarten Töchterlein, spatzieren.

Der Vater suchte den hoffnungsvollen Sprößlingen die Promenade durch nützliche Bemerkungen lehrreich zu machen. Unter andern ließ sich Herr H— also vernehmen: Seht liebe Kinder! dieser hier ist unser Stadtkirchhof oder auch Friedhof, wie ihn unsere Dichter nennen; wenn Ihr ein wackeres Leben führt, Niemanden beleidiget und betrügt, kommt Ihr mit Gottes Hülfe alle auch einmal dahin.

Plautz — da verabreichte der neunjährige Fritz dem sechsjährigen Lottchen, seinem

Schwesterchen, eine derbe Maulschelle; das Kind heulte ungemein.

Ei du infamer kleiner Schlingel du! — sprach nun Herr H—, wie kannst du solche Ungezogenheit üben, gerade während ich gute Lehren spende? —

Lieber Vater! erwiederte der Knabe, ich will ungezogen seyn, denn wäre ich es nicht, so käme ich, wie du gerade sagtest, auf den Stadtkirchhof und dahin mag ich nicht, nein — ich mag durchaus nicht sterben, lieber ungezogen seyn und — lange, lange leben.

5.

Schlecht gesehen!

Der durch seine zahlreiche schönwissenschaftliche Schriften bekannte Professor M— kam auf einer Reise von G— nach B— durch L—.

Der Professor führte ein fertiges Manuscript bei sich, welches er in L— sehr leicht und vortheilhaft an den Mann zu bringen hoffte; allein Zeit hatte der Gelehrte keine zu verlieren, wenn er zum Zwecke gelangen wollte, denn sein Aufenthalt zu L— war auf einen Tag nur festgesetzt.

Es war gerade Sonntag. M— gieng sehr früh aus, um sich die Stadt zu besehen, es herrschte in den sonst von wildem Gewühle erfüllten Straßen tiefe Ruhe. In der —er Straße wurde der Professor an ei-

nem großen stattlichen Hause einen eleganten Aushängeschild gewahr, von welchem er die Worte las: Buchhandlung von Hans Peter S— und Compagnie; unser Gelehrter war einer von jenen vielen, die es gar sehr mit dem Schicksale halten und dessen Fingerzeig bei jeder Gelegenheit folgen zu müßen glauben.

Dessenzufolge traten der Herr Professor in das stattliche Haus ein und fragten, über einer Treppe angelangt, nach dem Chef der Handlung, dem Herrn Hans Peter S—. Eine freundliche junge Magd reinigte gerade den Flur und erwiederte: Ganz recht, der Herr Hans Peter S— logiren hier, sind auch bereits längst aufgestanden und angekleidet und befinden sich ganz allein in ihrer Stube, belieben der fremde Herr nur dort an der zweiten Thüre links anzupochen.

Herr M— that, wie ihm gerathen worden war und ein kräftiger Baß rief: Her-

rin! — Das geschmeidige Professorlein trat mit einem zierlichen Kratzfuße ins Gemach; ein langer Mann mit einer ernsten Miene kam ihm entgegen und fragte trocken: Was steht zu Befehl? — es machte sich folgendes Gespräche:

Professor.

Ich spreche doch mit Herrn Hans Peter S—?

Hans Peter.

So heiße ich — ist's gefällig Platz zu nehmen?

Professor.

Wenn Sie gütigst erlauben. (Beide Herren setzen sich.)

Professor.

Ich nenne mich M—, mein Name ist Denenselben gewiß bekannt? —

Hans Peter.

Wahrhaftig nicht, habe nicht die Ehre —

Professor.

(Etwas empfindlich.) Ich habe doch schon so manchen Artikel geliefert —

Hans Peter.

Sehr möglich, doch entsinne mich nicht mit Ew. Edlen schon Geschäfte gemacht zu haben.

Professor.

Nun — was nicht ist kann werden.

Hans Peter.

Ah so — nun verstehe — allein ich gestehe Ihnen ganz offenherzig mein Herr M—! ich habe bereits meine Häuser; ich werde täglich überlaufen, allein mit dem Anknüpfen neuer Verbindungen ist's eben so eine Sache — doch wessen Commissionär sind den eigentlich dieselben?

Professor.

(Bei Seite:) Sonderbare Frage! (Laut:) Erlauben Sie, ich bin mein eigener Commissionär.

Hans Peter.

(Bei Seite:) Ein seltsamer Kerl! (Laut:) Ei, ei Dero eigener Commissionär und reisen für sich selber — hm, hm — ich gestehe, ähnliches ist mir noch nicht vorgekommen.

Professor.

(Erstaunt:) Ja warum denn nicht? — ich kann gar nicht begreifen —

Hans Peter.

Freilich, freilich unsere Zeit stellt allerlei eigenthümliche Erscheinungen dar; doch was führen denn Ew. Edlen eigentlich für Waaren, französische oder englische?

Professor.

Waaren? doch wohl ein etwas zu profaner Ausdruck für die Sache — indessen ich muß mich in Ihren Ton zu finden suchen, zu geistlosen Uebertragungen lasse ich mich nimmermehr herbei, ich liefere kernhafte, vaterländische Originalwaare und bin stolz darauf — verstanden?

Hans Peter.

Kernhafte, vaterländische Waare? — da bedaure recht sehr, daß ich auf keinen Fall mich mit Ew. Edlen in Geschäfte einlassen kann — vaterländische Waare! dergleichen wird von meinen Kunden durchaus nicht gesucht.

Professor.

Wie wäre es möglich und es so weit bereits gekommen? — die vaterländische Muse wäre demnach verdrängt ganz und gar von der schnöden ausländischen? — freilich seit der Walter Schott sein Wesen treibt, sein nebliches, wenig erhebliches und fremd alterthümliches — seit jener Zeit wendet sich das deutsche Publikum, das schwankende, das modesüchtige, das nimmer mit sich einig werdende — es wendet sich ab mehr und mehr vom Genius dem rein vaterländischen. — Dixi!

Hans Peter.

Davon habe ich wenig verstanden, allein — Walter Schott? das Haus ist mir ganz und gar nicht bekannt.

Professor.

(Eifernd:) Was Haus — Haus — wie kommen Sie mir denn vor? Walter Schott ist kein Haus, sondern ein berühmter Romanenschreiber zu Edinburg in Schottland.

Hans Peter.

(Aergerlich:) Ei was kümmern mich die Romanenschreiber der ganzen Welt — nicht so viel!

Professor.

Wie — Sie sind ja doch ein Buchhändler.

Hans Peter.

Was ich ein Buchhändler? — ich falle aus den Wolken.

Professor.

Nun ja, auf dem Schilde ist doch klar

und deutlich zu lesen: Buchhandlung von Hans Peter S— und Compagnie.

Hans Peter.

Schlecht gesehen! Es heißt nicht Buch=, sondern Tuchhandlung.

Professor.

(Verblüfft:) Alle Wetter auch — da hat mir mein blödes Gesicht einmal wieder einen Streich gespielt. Schlecht gesehen! in der That recht schlecht gesehen. Bitte tausendmal um Entschuldigung. — Gehorsamster Diener. (Läuft davon.)

Hans Peter.

(Allein, ironisch lächelnd:) Bücher und Tücher — das ist zweierlei; doch schlechte Bücher und schlechte Tücher — beide halten Farbe nicht!

6.

Schlecht gehört.

Kaspar Beyfuß ein sehr einfältiger Bauerbursche zu H— bei F— heirathete und wurde im Frühjahre getraut; zu Ende Sommers kam Kaspar zum Pfarrer des Dorfes, welcher die Trauung vollzogen hatte, kratzte hinter den Ohren und sprach:

Ew. Hochwürden, ich kann mit meiner Frau nicht länger leben, 's ist ein Drache und weil's nun schon einmal so und nicht anders ist, so sind Ew. Hochwürden so gut und machens, daß ich des Drachen wieder los werde, denn Ew. Hochwürden haben ja selbst gesagt, wie Sie uns zwei kopulirt haben: Liebet Euch und bleibt Euch treu bis man das Korn schneidet.

allein das Korn ist ums ganze Dorf herum schon geschnitten, ich bin daher meiner Verbindlichkeit ledig und kanns auf keinen Fall mehr länger aushalten mit dem bösen Weibe.

Man kann denken, daß der geistliche Herr ob der seltsamen Zumuthung und Behauptung dieses einfältigen Schäfleins nicht wenig staunte; lange vermochte der Seelenhirt die Ursache des Irrthums nicht zu deuten, denn von einem Irrthume mußte der unzufriedene Ehemann doch nothwendigerweise befangen seyn, endlich aber gieng dem Pfarrer plötzlich ein Licht auf; er rief: O Kaspar, armer Sohn! Ihr seyd hartöhrig — ich dachte nicht gleich daran — ich ermahnte zu Ende der Trauung Euch und die Braut: „Liebet und bleibt Euch treu, bis Euch der Tod scheidet!"

Und ich habe verstanden, — erwiederte der Taube kleinlaut: Liebet und blei-

bet Euch treu, bis man 's Korn schneidet.

Schlecht gehört! — rief der Hochwürdige wieder — ich nicht, nur der Tod kann Euch trennen von Eurem Weibe.

Schlecht gehört! ganz vermaledeit schlecht gehört! seufzte Kaspar, schlich nach Hause und trägt in diesem Augenblicke noch in Geduld sein Kreuz.

Hätte aber Kaspar nicht schlecht gehört; — wären Neuverbundene sich in der That nur bis zur nächsten Erndte verpflichtet, — wie viele Ehen wohl in dieser leidigen Welt dürfte nicht jeder Herbst scheiden!

7.

Ecrivez mon ami!

Voltaire war bekanntlich ein großer Freund des Caffees; der zu häufige Genuß desselben, im Vereine mit dem nahenden Greisenalter, verjagte — häufig den Schlummer und Schlaf ganz und gar von seinem Lager.

Daß ein Weiser wie Voltaire nicht lange Nächte wachend und gedankenlos gelegen haben mochte, leuchtet ein und der gelehrte, auf sich selbst streng reflektirende Mann machte bald die Bemerkung, daß die Nachtgedanken nicht unter seine schlechtesten gehörten; allein oft war der schwächer werdende Alte am andern Morgen nicht mehr im Stande, jene Nachtgedanken, von denen er wußte, daß sie vortrefflich ge-

wesen, wieder zu erneuern; er quälte sich dann vergebens unter recht peinlichen Gefühlen ab, und ärgerte sich am Ende weidlich, durchaus nicht wieder Ideen auffinden zu können, welche vor wenigen Stunden erst in seinem Innern erkeimt waren und die er mit Liebe ausgesponnen und verfolgt hatte.

Diesem Uebelstande zu begegnen, nahm Voltaire einen alten ebenfalls sehr schlaflosen Schreiber, Namens Gauthier, in seine Dienste, der in einem Cabinetchen, dicht neben des Philosophen eigenem Schlafgemache, sein Ruhelager hatte.

Wenn nun dem betagten aber ungemein phantasiereichen Voltaire zu nächtlicher Weile düstere und freundliche Bilder, in Hülle und Fülle, zuströmten, wie leuchtende Blitze aus einem Gewitterschwangern Wolkenmeere, welches längst und gewaltsam nach Entladung strebt — da rief er mit lauter Stimme: Gauthier! und sogleich erschien der sich zu jeder

Zeit schnell ermunternde Alte im Schlafrocke und mit brennendem Lichte. — Ecrivez mon ami! sagte der Philosoph lediglich dem Diener; Gauthier setzte sich dann schnell an den Schreibtisch und vermochte oft kaum so schnell zu schreiben, als der Gelehrte ihm dictirte.

Aus Gauthiers Feder floß Voltaieres Geist aufs Papier und die französische Literatur verdankt den schlaflosen Nächten des philosophischen Greisen gerade seine spätern, und mithin reifern Produkte.

Diese Thatsache brachte mich auf die Betrachtung:

Wenn jeder des Denkens fähige Mensch stets einen Gauthier zur Hand und dazu Voltairsche Lust hätte, demselben zu jeder Zeit plötzlich erwachende bessere Ideen in die Feder zu dictiren — wie viel weiter möchte jeder Zweig menschlichen Wissens gediehen seyn und welche Riesenschritte würde

es täglich zurücklegen; denn es lebte vielleicht nie ein so ganzer dummer Mensch, der nicht einmal in seinem Leben einen guten Gedanken oder eine neue originelle Idee — gleichviel in welcher Sphäre und wenn auch in der allerniederigsten anwendbar — erfaßt hätte.

Freilich — aus der dadurch entstehenden entsetzlichen kaum denkbaren Ideenmasse, das Beste und Bessere nun zu wählen, es zusammen zu stellen in einen vollständigen und systematisch geordneten Auszug, — die Aufgabe wäre eine bei weitem schwierigere als die Räumung der Stallung des Augias, aber würde sie dennoch gelöst, welches Buch entstände dann und wie vermöchte unsere sich immer mehr häufende Masse von Sammlungen, Anthologien, Compendien, kritischen,

encyklopädischen und lexikographischen Werken sich neben dem neuen grossen Buche der Bücher zu halten?? —

8.

Der Verfall der Tanzkunst, als einzige Grundursache der grossen französischen Revolution unumstößlich dargestellt.

Noch vor wenigen Jahren lebte zu M— der alte würdige Tanzmeister Leg—, welcher, gleichsam als der Schatten der längst verfallenen alten französischen Tanzkunst, einher wandelte unter den leichtsinnigen und leichtfüßigen Söhnen einer andern Zeit.

In jeder Saison zeigte sich der beinahe achtzigjährige Jünger Terpsichorens nie anders als in seidenen Strümpfen und

geputzt à quatre épingles, daherschreitend in der stolzen Grandezza seiner Schule, das Gesicht in ernste Falten gelegt, Jedermänniglich nach Stand und Würden grüßend mit wichtig abgemessenem zierlichem Anstande.

Allerwärts war der höfliche und ungemein gutmüthige Greis wohl gelitten und selbst der freche Spott unserer übermüthigen Jugend wagte sich nur selten an diese Ehrfurcht gebiethende Gestalt, welche bereits einer vorübergegangenen Generation angehörte.

Einst war Leg— in eine vornehme Gesellschaft geladen. Man sprach hier unter anderm auch von der französischen Revolution und von den wichtigen Ursachen, welche dieselbe ins Leben gerufen haben dürften. Der Graf v. P—g wandte sich zu dem alten Tanzmeister mit den Worten: Sie lieber Leg— befanden sich ja beim Ausbruche der französischen Revolution gerade in Paris,

theilen Sie uns doch auch Ihre Ansichten über das Chapitre mit.

Mit feierlichem Anstande nahm nun der Tanzmeister folgendermaßen das Wort: Die französische Revolution wäre nimmermehr erstanden, wäre nicht ehevor die altfranzösische Tanzkunst ganz und gar vergangen.

Die Glieder der Gesellschaft sahen sich lächelnd an und vermochten kaum ein lautes Lachen zu unterdrücken; Leg— aber ließ sich dadurch nicht irre machen und fuhr also in seiner Rede fort:

Meine Herren! ich bin überzeugt, daß keiner von Ihnen mir widersprechen wird, wenn ich behaupte, daß in der menschlichen Gesellschaft hohes und geringes allein durch Formen nur bedingt und zusammen gehalten werde, und ist nicht die Tanzkunst so recht eigentlich die Schule der Formen? Der Werth der Schule

aber bestimmte stets den Werth der Generation.

Sie alle wissen meine Schätzbaren! daß es in Galliens Hauptstadt, welche dem Lande stets den Ton angab, zur Sitte, selbst des Mittelstandes gehörte, in früherer Jugend schon tanzen zu lernen und der Tanzmeister hinwiederum war es, der den Schüler zu grüßen lehrte.

Nach den Regeln der alten Schule nun — und sie hielt sich im Ansehen noch bis zu Marie Antoinettens Zeiten — grüßte der Bürger den Höfling und Edelmann ungemein förmlich und ehrfurchtsvoll, diese Art zu grüßen wurde dem Bürger Gewohnheit und mithin zur andern Natur — allein diese sich tief bückende und verneigende Natur widerstrebte jeder kühnen demokratischen Idee; sich systematisch tief bücken und ohne Grübeln gehorchen — das eine geht aus

dem andern hervor. Doch — die alte Schule fiel; nach der neuen coutume aber rannte nun der gemeinste Kerl vor dem Höchsten und Vornehmsten vorüber und ein flüchtiges Kopfnicken von jener Seite mußte diesen genügen; mit dem nachläßigen Kopfnicken verschwand allmählig der Respect, man hatte Zeit zu denken, bekam Muth zu sprechen, endlich zu handeln, und — voilà qui est fait! — ich könnte — so endete Leg— sein Raisonnement — die Materie ungemein weitläufiger noch beleuchten und zergliedern, allein dieser leise Anklang mag genügen, denn alte Leute müßen sich hüten die Geduld jüngerer auf zu harte Proben zu setzen, genug! — die edle Tanzkunst entbehrt nun bereits beinahe jeder Regel; wie Böcke springen die Leute nach dem Takte umher und die vernünftigsten jetzt lebenden Männer verstehen keine vernünftig grüßende Verneigung mehr zu vollbringen. Das

Unwesen wird noch weiter gedeihen und mit dem Sturze aller Formen wird die ganze menschliche Gesellschaft endlich in eine grenzenlose Verwirrung gerathen, die, der Himmel mag wissen wie und womit enden wird.

Wir lächeln ob den Ansichten des schwachen Greisen, dessen Hülle nun längst die Erde deckt, allein läugnen läßt es sich dennoch nicht: Selbst die bizarreste und paradoxeste Behauptung biethet zuweilen eine Seite dar, welche sich bei ruhiger Beleuchtung weniger lächerlich darstellt, und der große Göthe sprach:

Seltsam ist Propheten Lied;
Doppelt seltsam, was geschieht.

9.

Giftmischerei;

oder:

Die Revolution zu W — m.

Die rohe Menge
Starrt und staunt, und zaudert, läßt geschehn;
Und regt sie sich: so endet ohne Glück,
Was, ohne Plan, zufällig sie begonnen.

* * *

Abdera, Schilda, Polkwitz und Krähwinkel sind berüchtiget; man lachte zu verschiedenen Zeiten über die gemüthlichen und kindlichen, soll eigentlich heißen dummen Streiche, welche in Hülle und Fülle von den Bewohnern jener Städtlein erzählt worden sind, doch glaubt Jedermann über glückliche Erfindungen nur zu lachen, denn Niemand hält es im Ernste für möglich, daß Herren und Her=

rinnen der Schöpfung, ausgestattet mit unsterblichen Seelen, dümmer noch zu seyn vermöchten, als weiland Sancho Pansas lieber Herzenssohn, der Spielgesell seiner Jungen, der Augapfel seiner Frau, die Stütze seiner Last — id est sein Esel.

Mögen erwähnte Schnurren und Mährchen sich immerhin ungemein pikanter darstellen, die folgende Anekdote hat den Vorzug, daß sie weder schlecht noch gut erfunden, dagegen buchstäblich wahr ist.

Panem et circenses riefen die alten Römer und ließen sich, wurde ihnen hier willfahrt, gerne und vom reinsten Patriotismus durchdrungen — tyrannisiren: Bier! gutes kräftiges Märzenbier schrie'n die ehrbaren Bürger des Fürstenthümleins NN — vor Jahrhunderten; Bier! Bier! starkes Sommerbier! schreien jene ehrliche Fürstenthümer noch und reicht man ihnen ihr

vergöttertes Gerstensäftlein nur, so mag man ihnen getrost das Fell über die Ohren ziehen, sie leiden's — seufzen und trinken.

Doch es befindet sich in erwähntem hochpreislichem Fürstenthume eine Stadt, eigentlicher nur ein Städtlein, genannt: W—m, deren Bürger sich seit undenklichen Zeiten durch besondere Bierliebe und unruhigen Sinn auszeichnen; die städtischen Annalen erzählen von mehrern grauslichen Revolutionen, die sich in den Ringmauern ereignet haben, und zu welchen stets das Sommerbier Veranlassung gegeben, allein die jüngste Bierrevolution datirt sich erst von circa eilf Monaten, und es gieng dabei folgendermaßen her.

Am ersten Mai wurde seit undenklichen Zeiten zu W—m stets der Sommerkeller des dortigen einzigen dicken und groben Bierfabrikanten Herrn M— eröffnet, nachdem das Fabrikat vorerst mit Kennermiene von

dem hochlöblichen städtischen Magistrat geprüft und der Preis=Courant desselben gerichtlich festgesetzt worden war.

Wie herkömmlich wurde es auch in gegenwärtigem Jahre gehalten. Der jugendliche Gerstensaft war approbirt, man schrieb den ersten Mai und Abends fünf sollte, dem uralten Gesetze gemäß, zum ersten Male der Sommerkeller eröffnet werden.

Schon von Mittag an umstand Alt und Jung, versehen mit ungeheuern dickbäuchigen Krügen, die Bierfabrike. Endlich schlug die verhängnißvolle Stunde, sie wurde mit lautem Jubel begrüßt; die Thorflügel zu den Sommerkellern eröffneten sich und es strömte der W—mer Nektar. Lüstern und neugierig kostete Jedermäniglich; das Getränke war kraftvoll und schmeckte würzig, man ließ ihm Ehre und Gerechtigkeit wiederfahren, füllte die eigenen Krüge und des dicken Bierbräuers

Säckel und eilte sofort nach Hause, um Gottes Gabe con amore zu genießen.

Nicht volle zwei Stunden waren seit der Eröffnung der Sommerkeller verstriechen und schon waren acht Zehntheile der Stadteinwohner so selig, daß sie den Himmel für einen Dudelsack ansahen, allein schrecklich sollten sie geweckt werden aus dem wonniglichen Taumel, sintemalen es sich begab, daß ein Mann bei der Stadt, nämlich der kleine und dürre Schneidermeister Stichdrauf plötzlich geisterbleich aus seiner Wohnung stürzte und den Leuten, die ihm auf der Straße begegneten, mit furchtbarer holer Stimme zurief: Wehe, wehe — wir alle sind verloren, denn unser heuriges Sommerbier ist — vergiftet! Wie ein Lauffeuer verbreitete sich sogleich die Schreckensnachricht in der Stadt; Entsetzen und Verzweiflung packte die Einwohner; eine neue Bierrevolution brach aus, und —

Weh', wenn sich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreissend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocken Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt,
Und nur geweiht zu Friedensklängen
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

In der That — es zogen die Wahnsinnigen die Sturmglocke und bewaffnet mit Instrumenten aller Art rannte der Volkshaufen racheschnaubend nach der Bierfabrike, von der auch sogleich im ersten Anlauf — incredibile dictu — eine und eine halbe Fensterscheibe in Trümmern giengen.

Endlich drang des Aufruhrs Lärm' und die Ursache seiner Entstehung bis zu den Ohren des wirklich dirigirenden Herrn Bürgermeisters. Der gute Mann war so eben im Begriffe die vierte Maaß neuen Sommerbiers zu leeren, doch ihm entfiel der Krug vor Schreck, als die Giftbothschaft eintraf und auch er rannte fassungslos und

angstvoll unwillkührlich zur Bierfabrike hin, wo der schreckliche Volksauflauf statt fand.

An Ort und Stelle kehrte des Dictators Besonnenheit wieder zurück; er nahm sich zusamm' und haranguirte das Volk folgendermaßen:

Kinder, sprach der würdige Vater der Stadt, wozu hilft vor der Hand Euch Rache, bedenkt, daß in unserer aller Eingeweiden der Tod wüthet, an Rettung vorerst laßt uns denken; darum lauft, sucht Euch Brechmittel zu verschaffen und k— ins Himmels Namen nach Noten.

Der gute Rath fand Eingang und in wenigen Minuten wurde die Stadtapotheke ungestümer als zwei Stunden früher der Sommerkeller belagert. Der Apotheker, sein Provisor und die übrigen Subjecten wußten ihrer Noth kein Ende, zumal sie die ersten gewesen, welche Brechmittel verschluckt hatten, die nun bereits zu wirken anfiengen.

Senatus W—mensis versammelte sich in pleno auf dem Rathshause, um abwechslungsweise das Wohl des Vaterlandes zu berathen und um für's Vaterland zu k—.

Wenn während der seltsamen-Catastrophe der Zufall einen Fremden nach W—m geführt hätte, so möchten desselben Mitleid und Lachlust in gleichem Grade angeregt worden seyn, denn Alt und Jung that auf Straßen und Häusern nichts als k—.

Wohl mag ob der unzarten Schilderei mich die Kritik hart anlassen, allein ich kann zu meiner Rechtfertigung erwiedern — magis amica veritas und naturalia non sunt turpia!

Plötzlich trat der Schneider Stichdrauf, beinahe odemlos, vor den versammelten Magistrat, indem er ausrief: Es war ein Irrthum, unser heuriges Sommerbier ist nicht vergiftet!

Die Herren horchten hoch auf; bei der stattgefundenen allgemeinen Verwirrung hatte

man noch zu gar keiner Untersuchung des Thatbestandes gelangen können, doch nun wurde der Schneider zu Protokoll vernommen und sagte im wesentlichen folgendes aus:

Auch ich hatte mir in einem großen Kruge einige Maaß Sommerbier nach Hause getragen, um mich in meiner Junggesellenwirthschaft daran zu laben; nun begab es sich aber, daß mein frei in der Stube umher flatternder Gimpel, sich auf mein Bierglas setzte und daraus — wie er wohl öfter zu thun pflegt — ein bischen nippte, allein nur etliche Tropfen hatte das arme Thier gesoffen, da fiel es wie leblos vom Tische, und was war nun natürlicher als daß ich das neue Sommerbier für vergiftet halten mußte? Ich theilte im ersten Schreck' meine Muthmaßung einigen Nachbaren mit, es entstand Lärm, auch ich rannte um ein Brechmittel in die Apotheke, aber als ich nun, um dessen Wirkung abzuwar-

ten, nach Hause zurückgekehrt war, flog der Vogel wieder munter in der Stube umher, und es folgt daraus demnach, daß mein Gimpel nur betrunken war und also das Sommerbier nicht vergiftet seyn kann.

Der Magistrat erließ zu Beruhigung des Publikums sogleich ein Bulletin, durch welches, in zierlichem Kanzleistyle, die Geschichte von Schneiders betrunkenem Gimpel sehr weitläufig mitgetheilt wurde.

Hiemit endete die gefährliche Bierrevolution zu W—m; man lachte und kam den durch vieles Erbrechen ganz erschlafften Magen neuerdings mit stärkendem Sommerbier zu Hülfe; der Schneider und sein Gimpel aber wurden zu dreitägigem strengen Rathsarreste bei Wasser und Brod verurtheilt — von Rechtswegen.

Parturiunt montes et nascitur — ein betrunkener Gimpel!

10.

Marginalien zu dem vierten Buche Alberti Magni, welches handelt: von den Kräften und allerlei Tugenden etzlicher Thiere.

Unserer Zeit muß man es nachrühmen, daß sie eine heillose Mystik, den bizarresten Aberglauben und Charletanerien aller Art in der Sphäre der Kunst und Wissenschaft wieder ziemlich zur Ordnung des Tages gebracht hat; wie vielen veralteten und längst vergessenen Unsinn sahen wir aufwärmen, wie vielen neuen erstehen? — Die hinterlassenen sechs Bücher über die Kräfte der Kräuter, der Edelgesteine, der Thiere, des Lebenswasser u. dgl., vom berüchtigten, sogenannten Alberto

magno, taugen in jenen Kram und sind nicht unbekannt genug, als daß man wagen dürfte, unbedingt aus denselben Auszüge zu liefern; indessen kam mir in einer berühmten Bibliothek ein Exemplar von einer selten gewordenen Auflage des Werkes zu Handen, in welches offenbar einer unserer Zeitgenossen Randglossen verzeichnet hatte, von denen ich mir zu hoffen getraue, sie dürften dem einen oder andern Leser ein Lächeln abgewinnen, und — lediglich diesen Randglossen zu Gefallen, sieht man sich gezwungen, zugleich nachstehende Exzerpte mitzutheilen.

Albertus Magnus schreibt:

a. Vom Steinkäuzlein (einer Art Nachteule.)

Wenn sein Herz und sein rechter Fuß gelegt wird auf den, der da schläft, so sagt er dir alles, was er gethan hat und was du ihn fragest.

Thut aber das ein Mensch unter die Achseln, so bellet ihn kein Hund an, sondern er verstummet.

Randglosse ad a.

Das Mittel wäre gewissen Untersuchungskommissionen zu B., M. und P. zu empfehlen, um damit schlafenden Demagogen auf den Zahn zu fühlen; im andern Falle möchten sich desselben rechtliche und wahrheitsliebende Schriftsteller bedienen, um sich von den hundsgemeinen Ausfällen der Rezensenten in der — Literaturzeitung zu schützen.

b. Vom Haasen.

Seine Füße, bestriechen mit seinem eigenen Schmalze und gethan zu einem Troschelköpflein, bewegen den Menschen zur Kühnheit, also, daß er den Tod nicht fürchtet; und wo er das an den linken Arm hänget, so gehet er, wohin er will, und kommt sicher wieder, ohne Schaden.

Randglosse ad b.

Ihr Napoleone, Wellingtone, Blüchers, Jominis, Bülowe und Bärenhorste! höret! — hängt euren martialischen Haasenfüßen Schmalz bestriechene Haasenfüße, statt des Porteépées, an die Seitenwehre und es bedarf eurer sämmtlichen sublimen strategisch- und taktischen Kunststückchen nicht ferner.

c. Von dem stinkenden Wiedhopf.

Nimmt man vom Wiedhopf das rechte Auge*), so erscheint man gnadenreich und angenehm.

Und so man seine Augen trägt auf der Brust vor dem Richter, so werden alle seine Feinde gefriedsamet und begütiget.

---

*) Wer denkt hier wohl nicht, unwillkührlich, an den kindischen Text des Kindischen Freischützen? — Neuerdings ein Beweis, daß des sinnigen Alberti Magni nachgelassene Schriften unsern heutigen Romantikern nicht fremd geblieben seyn dürften.

Wer seinen Kopf im Säckel trägt, der mag von Kaufleuten nicht betrogen werden.

Randglosse ad c.

Dessenzufolge sind des stinkenden Wiedhopfs wunderthätige Augen vorzugsweise allen eleganten, verliebten Zierbengeln, welche bei Agathen und Annetten ihr Glück machen wollen, dann allen vor Gericht gestellten Räuberhauptleuten und unschuldigen Spitzbuben, ferners Jedermänniglich zu empfehlen, denn wer käme nicht in den Fall, mit Kaufleuten in Verkehr treten zu müßen? —

d. Von der Turteltaube.

Das Herz von diesem Vogel, getragen in einer Wolfshaut oder Leber davon, so hat der oder die, so das bei sich trägt', hiefort nimmermehr einen Willen oder Lust zu irgend einer Unkeuschheit.

Randglosse ad d.

Ihr jungen Ehemänner, in großen Haupt- und Residenzstädten zumal, die ihr bisher so

sehr Ursache hattet, Euch vor euren schönen jungen Weiber in acht zu nehmen, hänget Evas reizenden Töchtern Turteltaubenherzen in den schneeweißen, sich üppig blähenden Busen; auch ihr strenge Väter und sorgsamen Mütter! schreibt Euch das Mittel hinter die Ohren und schlafet fürder ruhig; nicht nöthig habt ihr nun, noch für die Eurigen moralische Schriften oder das literarische Weib, wie es seyn sollte, anzuschaffen.

Turteltaubenherzen und Wolfslebern sollten in keiner guten Haushaltung fehlen.

e. Von der Troschel oder Amsel.

So die Feder seines rechten Flügels gehänget werden, in ein Haus an einen rothen Faden, der noch nie gebraucht worden, so kann Niemand im Hause schlafen, bis der Flügel wieder hinweg gethan.

Randglosse ad e.

Herrliche Entdeckung! o hänget ihn auf den schlafverscheuchenden Troschelflügel in den

Sitzungszimmern der Collegien und Magistrate, in den Hörsälen der Akademien und Universitäten, hängt ihn auf endlich an den Kanzeln der Gottestempel, wenn der Prediger den Mund öffnet! —

f. Von dem Cameelthiere.

Wenn Jemand sein Blut auf das Haupt leget in einer Molchenhaut, Stellio genannt, so bedünket einem, daß er ein Riese sey und sein Haupt bis an den Himmel gehe.

Randglosse ad f.

Ach ich habe in der schöngeistigen Welt zu B. L. P. W. M. und vorzüglich zu D—n gar viele Herren kennen lernen, die einen Stellio auf dem verrückten Schedel tragen, möchten die Leutchen doch einmal nur die Molchenhaut vom Haupt nehmen und sie würden einsehen lernen, welche kleinliche Pigmäen sie in der That nur sind; träfe die Prophezeiung nicht ein, so wollte ich zur Strafe selbst ein Cameelthier zur Stelle werden.

11.

Etwas für Supplikanten.

Man darf zwar hoffen den geneigten und verständigen Leser mit den Proben, welche man so eben aus dem Weisheitskästlein Alberti Magni*) gespendet hat, in so weit zufrieden gestellt zu haben, daß derselbe Pro-

*) Obwohl die verrufenen sechs Bücher Alberti Magni in der allerjüngsten Zeit von einem speculativen Nachdrucker — worauf verfiele solch' Gesindel nicht? — wieder aufgewärmt und auf's Neue gedruckt wurden, so sind doch im Königreiche Bayern alle Exemplare, welche von dem saubern Machwerke aufgefunden werden konnten, zur Stelle konfiscirt worden und zu Ehren des gesunden Menschenverstandes und des geläuterten Geschmackes wollen wir erwarten, es werde dem restaurirten Alberto allerwärts ein gleiches Loos zu Theil werden.

ben solcher Art nicht fürder verlangen dürfte, nichtsdestoweniger kann man doch nicht umhin noch beiläufig der wunderseltsamiglichen Eigenschaft zu erwähnen, welche der große Mann dem bekannten, sogenannten Fünffingerkraut, gepflückt im Zeichen Mercurii, zuschreibt.

„Hat Jemand — also versichert ganz ernsthaft Albertus — von einem König, Kaiser oder andern regierenden Fürsten irgend etwas großes oder kleines zu erbitten, braucht es keiner sonderlichen Wolredenheit und Verstand, wenn Bittsteller nur das Fünffingerkräutlein, eines der absonderlichsten Planetenkräuter des großen Kaisers Alexandri bei sich unter den Echsen (Achseln) trägt, so erlangt er alles, was er haben will.“ — Etwas für Supplikanten! bemerkt die Randglosse und wir fügen bei: Absonderlich für Supplikanten aus der alten

Hellas entsendet, welche bei ihren christlichen Brüdern demüthig um Hülfe flehend, wahrlich des Fünffingerkräutleins dringend nöthig bedürften.

12.

Blond-Lottchen.

Des Todes rührendes Bild steht,
Nicht als Schrecken dem Weisen, und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt' es in's Leben zurück und lehrt ihn handeln;
Diesen stärkt es, zu künftigem Heil, im Trübsal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod.

(Aus Herrmann und Dorothea.)

Bald nachdem ich die Erzählung: „die Familiengruft der Grafen von T*—", mit welcher gegenwärtige Skizzensammlung beginnt, niedergeschrieben hatte, ereig-

nete sich, unfern meines Wohnortes, in einer sogenannten Todtenkapelle des Friedhofes, wo die Leichen bis zu deren wirklichen Beerdigung beigesetzt werden, ein Vorfall, der in der ganzen Umgegend Sensation und Rührung erregte und manches schöne Auge feuchtete.

Jener Vorfall erzeugte gegenwärtige einfache Erzählung, welche, als Gegenstück zur Familiengruft der Grafen von T*—, schon der Analogität halber, und zum Nachtische gleichsam, man aufzusetzen wagt.

* * *

In der volkreichen Königsstadt **** lebte seit einer langen Reihe von Jahren ein Mann, Namens Bernhard Weiler, den die nächsten Nachbaren einen Bildhauer nannten, obwohl in seinem Atelier, welches nimmermehr von wißbegierigen Fremden besucht wurde, gerade keine große Meisterstücke, sondern, größten Theils nur, einfache Grab=

steine u. dgl. für die weniger wohlhabende Classe der Einwohner unter dem schaffenden Meisel erstanden.

Nichtsdestoweniger verdiente Bernhard den Namen Künstler mit größerm Rechte, als mancher Prahlhans, der versteht von sich reden zu machen; auf welche erbärmliche und kleinliche Kunst sich der gute Weiler nun gerade am allerwenigsten verstand.

Indessen viele harte und unverdiente Zurücksetzungen, dann so manche derbe Schläge des Schicksals hatten das Gemüth unseres Künstlers versteinert; lange schon schlummerten der Schöpfungfeuergeist und der gerechte Stolz des eigenen Bewußtseyns in seinem Busen und es hub der Mann, bei den sich ihm nun rasch nahenden Schwächen des Alters, an, sich in seiner Zurückgezogenheit und dem beinahe dürftigen Stilleleben zu gefallen.

Weiler war Wittwer und die einzige

Tochter Renata, eine anmuthige achtzehnjährige Blondine, blieb des Greisen lediglicher Trost und Freude, da der Künstler keineswegs fruchtlos gestrebt hatte, des lieblichen Kindes Geist und Herz zu bilden.

Es begab sich, daß Ernst Freiheim, ein freisinniger, schöner und lieber Schweizerjüngling mit seinem Ränzlein auf dem Rücken in die Königsstadt einwanderte.

Ernst war angehender Bildhauer, lebte und webte in der Kunst und der bedeutsame Ruf mehrerer berühmter Künstler seines Faches, welche in **** lebten, hatte Freiheim verlockt nach der großen Stadt zu pilgern, um in jener Werkstätte sich mehr auszubilden und vorzubereiten zur Reise nach der stolzen Roma.

Unser junger Schweizer erfreute sich eines nicht gewöhnlichen Talentes und hatte auch bereits bei seinem alten wackern Lehrherrn in Zürich in der hohen Kunst einen gar

haltbaren Grund gelegt, allein Ernst war ehrlich und arm, sprach einen etwas unfeinen Volksdialekt, wußte überdieß seine Reden keineswegs zierlich zu setzen, kannte die herkömmlichen Sitten der überbildeten höhern Gesellschaft nicht viel besser als ein Bewohner der Südseeinseln und trug einen unscheinbaren grauen Rock.

Diese Eigenthümlichkeiten alle waren nun freilich nicht geeignet, dem armen Schweizer bei den stolzen Meistern der edlen Bildnerei einen freundlichen Empfang zu bereiten; man hörte ihn mit halben Ohren unter stolzem höhnischen Lächeln an und fertigte ihn kurz ab; keiner der berühmten Bildhauer ließ sich herab, die Talente und bereits errungene Fertigkeit des durch sein Aeußeres wenig versprechenden Kunstjüngers näher zu prüfen; mit Bestimmtheit sah sich Ernst allerwärts abgewiesen.

Schon hatte der gute Junge bei den

Künstlern seines Faches in der Königsstadt die Runde gemacht; traurig und höchst niedergeschlagen gedachte er bereits seinen Stab weiter zu setzen, anderwärts besseres Glück zu suchen, da hörte er zufällig sprechen, es hause annoch in der weit entferntesten und ärmlichsten Vorstadt ein gar unbedeutsamer Bildhauer, Weiler genannt.

Der ehrliche Schweizer, obwohl ganz ohne Hoffnung für den Augenblick, wollte, nachdem ihn die stolze Kunst aus ihren prachtvollen Ateliers verwiesen hatte, dieselbe nun auch vorerst noch in der bescheidenen Hütte aufsuchen und begrüßen; er wallte hinaus in Weilers Behausung.

Ungemein herzlich und freundlich sah sich Freiheim von dem biedern und gutmüthigen Greisen empfangen, aber wie staunte der Jüngling, als er im Verfolge der Unterhaltung den dürftigen Alten Ideen über Kunst entwickeln hörte, welche der geweihte Ober-

priester einen im hehren Tempel bekundeten und als er in Bernhards vorgelegten Studien aus früherer Zeit den vollendeten Meister in seiner ganzen prunklosen aber sich dennoch klar bewußten Größe erkannte.

Wenigen Minuten gleich verflossen den beiden Künstlern im sinnigen Gespräche die Morgenstunden und unbemerkt nahete die Mittagszeit; der biedere Bernhard schien auch seiner Seits großes Gefallen an dem jungen helvetischen Kunstjünger gefunden zu haben, und nöthigte diesen am frugalen Mahle Theil zu nehmen.

Hold erröthend und die langen seidenen Wimpern darnieder gesenkt trug die anmuthige Renate die Schüsseln auf; der edle Schweizer hatte das liebreizende Mägdlein nur erst kaum erblickt, da fühlte er in seiner Brust eine plötzliche Gluth erstehen, die den Busen ihm zu sprengen dräute, und es blieb diese wunderseltsamigliche Empfindung

dem Jüngling eine durchaus neue; auch er schlug nun die Augen nieder, auch seine Wangen brannten; er wurde stiller.

Der Nachmittag ließ die beiden Künstler allein. Ernst wurde wieder beredt und trat plötzlich — einem Feuerstrome gliech seine Rede — mit dem Ansinnen hervor, es möge der wackere Meister Weiler ihn vorerst als Schüler und fleißigen lernbegierigen Gesellen bei sich behalten.

Ein schmerzliches Lächeln bildete sich, als der Jüngling diesen Antrag machte, um des alten Bernhards fein und schön geformten Mund, dann aber sprach voll Würde der Greis: Mein gar lieber junger Freund! eine flüchtige in Euch jetzt erstandene Neigung zu mir, keineswegs glücklichem, alten Manne würde Euch zu einer Unbesonnenheit in diesem Augenblicke verleiten, welche zu verhindern ich mich verpflichtet fühle. Ich stehe leider schon an einem Ziele, welches ich mir dereinst in

der Jugend rosigter Traumzeit freilich schöner, erhabener und belohnender vorgestellt hatte, allein ein feindliches Schicksal waltete; längst habe ich aufgehört der hehren Kunst zu opfern, meine gegenwärtigen Arbeiten sind von jenen des mechanischen Handarbeiters wenig nur unterschieden und bezwecken lediglich, meinen und meiner lieben Tochter Lebensunterhalt zu decken. — In Euch aber guter Jüngling! schlummert der Funke des echten Kunstgenies; Ihr müßt ihn wecken, anblasen und auflodern machen zur hellen wärmenden Flamme, allein solche Zwecke vermöchtet Ihr leider in meiner kleinen dürftigen Werkstätte, welche durchaus keine Stoffe zu höherer Ausbildung darbiethet, nimmermehr zu erreichen, darum mein Sohn ziehet mit Gott und sucht Euch einen tüchtigern, rastlosen, glücklichern Meister, der solch' eines wackern Schülers würdiger ist.

Mit Thränen in Augen erzählte der arme

Schweizerjunge, wie es ihm in den Ateliers der hochgefeierten Meister der Stadt ergangen, und Bernhard rief seufzend aus: Wenn erst wird die hehre Kunst dahin gelangen, sich frei zu machen von kleinlichen Rücksichten, von Stolz, Eigennutz, Dünkel und Brodneid.

Freiheim erneuerte seine Bitte um Aufnahme in Weilers Werkstätte. Der Jüngling zeigte so vieles und herzliches Zutrauen, wußte allen Einwürfen des alten Bernhards so geschickt zu begegnen, daß dieser endlich einwilligte und den jungen Schweizer, auf einige Wochen jedoch nur, als Gehülfen aufnahm.

* * *

Des jungen helvetischen Bildhauers Fleiß, sein guter Geschmack, rasches Jugendfeuer und vor allem sein eifriges Streben, sich seinem neuen ehrlichen Lehrherrn nützlich und dankbar zu erzeigen, brachten in dessen ver-

dete Werkstätte bald genug ein regeres Leben; es liefen wieder mehrere Bestellungen und zum Theil auf würdigere Arbeiten, als lange schon nicht mehr der Fall gewesen, ein.

Die Thätigkeit des neuen Gesellen kam dem alten Weiler um so mehr zu Statten, da derselbe gerade um diese Zeit mehr und mehr zu kränkeln anfieng und oft mehrere Tage lang sein Bette nicht mehr zu verlassen vermochte. Indessen durfte unser Freiheim, auch als Kunstjünger, keineswegs bereuen, zu dem ehrlichen Bernhard gerathen zu seyn, denn, wie einem geliebten Sohne, theilte der betagte Meister offen und ohne Verkürzung den ganzen köstlichen Schatz seiner vieljährigen Erfahrungen dem hoffnungsvollen Gesellen mit und zwar mit einer Liberalität, welche an sich bewundern zu lassen in der Kunstsphäre betagte Meister selten Gelegenheit geben.

Zwei reinen, hellblinkenden, nimmermehr

bis jetzt noch auch nur durch den geringsten Gifthauch befleckten Spiegeln gleich, standen Ernst, der hehre kräftige Alpensohn, und Renata, die anmuthig und liebreizende blühende Jungfrau in des Vaters friedlich heimlicher Hütte einander gegenüber und es gieng wohl ganz natürlich zu, wenn diese klaren Silberflächen sich endlich in einem Brennpunkte vereinten, dessen Gluthenkraft die kalte Welt mit ihren eisigten Verhältnissen allen stets wohl vergebens zu schwächen sich hätte mühen dürfen.

Seelenvoll und inniglichst, mit kindlichem Sinne, liebten sich bald genug Ernst und Renata; sie schwelgten in den süßen Gefühlen, ohne sich derselben recht deutlich bewußt zu werden; nur der dahinwelkende Vater durchschaute die Kinder und lächelte nun getroster dem nahen Grabe entgegen.

Allein zu rein hatte sich das Glück dreier guter Menschen in einer niedern Hütte ge-

staltet, als daß es lange sich hätte ungetrübt erhalten können.

Freiheim war vaterloser Waise; die schon alternde Mutter lebte mit seinen noch unmündigen drei Geschwistern von dem dürftigen Ertrage eines kleinen Grundstückes in den heimathlichen Gebirgen. Ernsts Vaterbruder dagegen war bereits vor einer langen Reihe von Jahren mit vielen seiner Landsleuten nach Nordamerika ausgewandert, wo er sich in einer deutschen Ansiedelung niedergelassen und seitdem nichts mehr von sich hatte hören lassen. Allein plötzlich trafen nun vom Vetter Roudi — — so nannte man Ernstens verschollen gewesenen Onkel — Briefe aus Nordamerika in der Schweiz ein. Roudi meldete seiner Schwägerin, — unseres jungen Freiheims Mutter — wie Gott sein Mühen und Streben in der neuen Welt ungemein gesegnet habe und er sich nun im rechtmä-

ßigen Besitze eines sehr bedeutsamen Vermögens befinde, welches er, ein kränklicher, alter und kinderloser Wittwer, der Familie seines seligen Bruders im deutschen Vaterlande, jedoch nur unter der Bedingung zuzuwenden gedenke, wenn einer seiner deutschen Neffen, für welchen ein mäßiges Reisegeld in guten Wechseln beigeschlossen war, sich entschlöße nach der neuen Welt hinüberzuschiffen, um dem lebensmüden nordamerikanischen Oheim die Augen zuzudrücken.

Ernstens Mutter sandte dem geliebten Sohne Vetter Roudis Brief nebst Wechseln und der rührenden Aufforderung, es möge nun unser Freiheim unverzüglich die große Reise antreten, um sich, seine arme Mutter und unmündige Geschwister aus dem drückenden Zustand der Dürftigkeit in jenen glücklichen der Wohlhabenheit zu versetzen.

Einem Blitzstrale gleich traf diese Nach-

richt den jungen Alpensohn und die liebreizende Renata; jetzt erst wurden den armen guten Kindern ihre bisherigen dunkeln Gefühlen klar; sie fühlten das Daseyn der glühendsten Liebe zu einander; sie fühlten beide, daß nur gegenseitiger Besitz sie hienieden glücklich zu machen vermögen würde.

Gerne hätte Freiheim den ihm winkenden glänzenden Glücke entsagt; seiner hehren Kunst und eigenen Kraft vertrauend, lieber mit männlichem Muthe gestrebt, sich Renatens Besitz in Bälde würdig zu machen und dem geliebten Mädchen an seiner Hand eine sichere gesellschaftliche Existenz zu gründen; allein eisern und unerbittlich gebothen hier andere Rücksichten, jene nämlich der Pflicht; — es handelte sich um das zeitliche Glück einer edlen Mutter und um jenes hülfloser Waisen, und der wackere Schweizerjüngling fühlte, daß es darauf ankam, so schwer es auch immer gehen mochte,

das eigene heiße, Liebe erglühende Herz zum schweigen zu bringen und der Stimme der Pflicht zu folgen; selbst die edle Jungfrau seiner Seele, ob schon auch ihr Herzlein erbluten wollte, befestigte weinend den Geliebten in seinem hehren Entschlusse und Vater Weiler segnete, tief gerührt, solche tugendhafte Ansichten höchlich billigend, die guten Kinder, welche sich ihm entdeckt hatten.

Ewige Treue und Liebe gelobten sich Ernst und Renata, sie wechselten güldene Fingerreifchen und der Alpensohn vermaß sich hoch und theuer, sobald als möglich wiederzukehren und an das Altar zu führen die heiß Geliebte.

* * *

In der traulichen Stille der Nacht, in des Scheidens letzten Stunden — überwältiget von den weichesten, wehemuthsvollesten und zärtlichsten Gefühlen hatte sich unser junges, lieberglühendes Pärchen vergessen;

trauernd löschte Renatas Unschuldsengel seine Fackel. — Welcher Leser wäre herzlos genug, den ersten Stein nach den schwachen Unglücklichen zu werfen? —

Ein paar Monate bereits waren seit Ernstens Abreise verflossen, da erst wurde Renata mit Entsetzen an sich die Folgen der unseligen Scheidenacht gewahr.

Nur ein Blick auf den greisen, mit raschen Schritten der Grube zueilenden, Vater vermochte die gefallene Jungfrau vor schwarzer Verzweiflung zu schützen. Nach Verlauf weniger Wochen entschlief Vater Bernhard auch in der That — sanft und fromm wie er gelebt hatte, und zur rechten Zeit gerade schien den Biedermann der Himmel abgerufen zu haben, damit er nicht mehr gewahr werden möchte die Schmach der einzigen geliebten Tochter. — Mit welchen Gefühlen das unglückliche Mädchen die irdischen Ueber-

reste des theuren Vaters zur Erde bestattete, läßt sich sonder Mühe denken.

Renata gebahr ein wunderholdes Töchterlein, welches den Namen Lottchen erhielt. Die bedauernswerthe Mutter hatte des seligen Vaters Hausrath, Büsten, Gemälde, Handwerkszeuge u. dgl. zu Gelde gemacht, das daraus erlöste kleine Capital angelegt und sich selbst mit dem kleinen Lottchen in ein beschränktes Stübchen zurückgezogen, in dem Renata von ihren dürftigen Zinsen und dem Ertrage fleißiger Handarbeiten still, fromm, ärmlich und kummervoll dahin lebte.

Ernst kehrte nicht wieder und seit seiner Abreise war von ihm auch nicht die geringste Kunde zu der Geliebten gelangt. Auf diese Weise waren nun beinahe vier volle Jahre verstriechen; vergebens floßen der armen Verlassenen Thränen, vergebens blieb ihre trauernde Sehnsucht und ihre Seufzer vermochten nicht den lange abwesenden, den

vielleicht nun schon todten Herzens- und Jugendfreund herbeizurufen.

Sonder Zweifel hätte der Gram die unglückliche Renata getödtet, wenn nicht dem kleinen lieben Lottchen — die Nachbaren nannten das Kind, seiner üppigen gülldenen Locken halber, gewöhnlich nur: Blond-Lottchen — es häufig gelungen wäre, die trauernde Mutter aufzuheitern.

Schwer läßt sich die eigenthümliche, unschuldsvolle Liebenswürdigkeit seltener Kinder beschreiben, allein um sich dieselbe zu versinnlichen, ersuchen wir junge Mütter, den schönsten ihrer kleinen, holden, blonden Engel auf den Schooß zu nehmen und der lächelnden Anmuth in die klaren blauen Augen zu schauen.

Das Schicksal schien seine herbesten Tücken an Renaten erschöpfen zu wollen, denn plötzlich wurde der Unglücklichen Abgott, Blondlottchen nämlich, von einer bös-

artigen Kinderkrankheit ergriffen; durch einen Talisman glaubte die ängstliche Renata den Liebling zu schützen, indem sie demselben des geliebten Ernstens goldenes Fingerringelein an einer seidenen Schnur um's Hälschen hieng; aber keine Zauberkraft bewährte der Ring, denn nach einem kurzen Krankenlager verschied das Engelchen.

Renatens Schmerz gränzte an Wahnsinn. Mit roher Gewalt sah man sich gezwungen, die Mutter von des Kindes Leiche zu trennen, als man diese wegschaffte — denn in ihrer Geistesverwirrtheit wollte die Arme wenigstens Blondlottchens Asche bewahren — ach! sie hatte so unrecht wohl nicht, denn singt doch ein unsterblicher Dichter so rührend wahr:

„O! weiser Brauch der Alten, das Vollkomme,
Das ernst und langsam die Natur geknüpft,
Des Menschenbilds erhabne Würde, gleich

Wenn sich der Geist, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Thätigkeit zu lösen,
Und wenn die Gluth mit tausend Gipfeln sich
Zum Himmel hob, und zwischen Dampf und Wolken
Des Adlers Fittig, deutend, sich bewegte;
Da trocknete die Thräne, freier Blick
Der Hinterlassnen stieg dem neuen Gott
In des Olymps verklärte Räume nach.
O! sammle mir, in köstliches Gefäß,
Die Asche, der Gebeine trüben Rest;
Daß die vergebens ausgestreckten Arme
Nur etwas fassen, daß ich dieser Brust,
Die sehnsuchtsvoll sich in das Leere drängt,
Den schmerzlichsten Besitz entgegen drücke.

* * *

Blondlottchen wurde vorerst in der Todtenkapelle auf den vor der Stadt belegenem Friedhofe beigesetzt und sollte, wie gewöhnlich, am andern Tage beerdiget werden.

Auch im Tode noch stellte das holde Kind sich liebreizend dar, es schien sanft zu lächeln und Renatens Nachbaren hatten ihren Liebling in ein gar feines Todtenhemd-

chen gekleidet und denselben zwischen Rosen und duftigen Blumen gebettet; auch hieng des verschollenen Vaters güldenes Fingerreiflein noch an Lottchens Halse, denn es hatte die Mutter in ihrem grenzenlosen Schmerze ihn wegzunehmen vergessen.

Neben des Kindes Leiche war in der Todtenkapelle noch eine zweite, nämlich jene eines fremden Mannes, welchen Niemand kennen wollte und den man innerhalb des Weichbildes der Stadt leblos auf der Landstraße gefunden hatte, beigesetzt.

Eine Matrone, dort Seelennonne genannt, wachte, im Scheine einer Lampe und unter Gebeth, die Nacht über bei den Leichen.

Gegen Tagesanbruch fühlte sich die alte, nüchterne Nonne sehr unbaß; sie gieng hinaus, um im Freien sich zu erholen.

Die ersten warmen Strahlen der aufgehenden Sonne fielen auf Blondlottchens Gesicht, — da fieng des Kindes Herzchen

an zu schlagen; die Kleine athmete, anfangs leise, dann kräftiger und immer kräftiger und erwachte endlich, wie aus einem langen, tiefen Schlafe, zum freundlichen Leben wieder.

Blondlottchen setzte sich in seinem kleinen Sarge auf, rieb mit den Händchen die großen blauen Augen und blickte ob der fremden Umgebungen anfangs sehr erstaunt um sich; allein bald fesselten sein feines weißes Hemdchen und die schönen Blumen, unter denen es selber lag, des Kindes Aufmerksamkeit und es spielte lächelnd mit seinen Rosen.

Unterdessen hatte die wohlthätige Morgensonne auch die andere sich in der Capelle befindende Leiche beschienen und erwärmt; auch jener junge Mann war nur scheintodt gewesen; auch er richtete sich endlich plötzlich in die Höhe, indem er mit schwacher Stimme und unwillkührlich ausrief: Wo bin ich? — Ich glaube wir sind im Himmel, lieb' Mann,

plauderte Blondlottchen ganz unbefangen, sieh' nur wie schön hier alles ist, und in welch' herrlichem Blumenbettchen ich liege.

Der blasse Jüngling starrte mit scheuen Blicken lange und stillschweigend das Kind an, plötzlich fiel sein Auge auf den goldenen Ring, welchen es umhängen hatte; mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtete der Fremdling den Ring näher, dann rief er wieder, sichtbar bewegt, aus: Bei Gott! es ist Renatens Ring, ums Himmelswillen Kind! sprich — ist es möglich? — wärest du —

Ja, ja Mann! — erwiederte Lottchen — mein Mutterchen heißt Renata — kennst du Mutterchen denn? —

In diesem Augenblicke wurde die ins Todtengewölbe führende Thüre heftig aufgerissen, — ein junges Frauenbild mit aufgelösten Haaren und zerrütteten Gewändern stürzte in die Capelle. Der Jüngling schlug die Augen auf und plötzlich wieder erblei-

chend, lispelte er, mit kaum vernehmbarer Stimme lediglich den Namen: „Renata!" indem er zugleich ohnmächtig auf seinen Todtenschragen zurück sank. Jesus Maria! — mein Ernst — bist du es? — schrie das Frauenbild, wankte näher und fiel, nun selber das Bewußtseyn verlierend, ebenfalls ohnmächtig über den Scheintodten hin. Blondlottchen fieng bei dieser herzergreifenden Scene an heftig zu weinen und zu schreien; die sich in der Nähe befindende Seelennonne, welche sich in der erquickenden Morgenluft von ihrer Ueblichkeit bereits wieder erholt hatte, eilte auf des Kindes Geschrei sogleich in die Capelle zurück und ihren Mühen gelang es leicht und schnell die Ohnmächtigen zum Bewußtseyn zu bringen.

Eine herrliche Gruppe bildete sich nun — Renate und Ernst in stummer, seliger Umarmung; das Engelchen, Blond-

lottchen nämlich, in ihrer Mitte anmuthig unter Thränen lächelnd mit den Händen die blassen Wangen bald der Mutter, bald des so eben gewonnenen Vaters sanft streichelnd, doch genug — es giebt Scenen, an deren Schilderei sich kein Pinsel, kein Meisel, am allerwenigsten die schwache Feder wagen sollten, Scenen, bei deren Abkonterfeiung die Kunst ob ihrer Unmacht, der Natur nachfleuchen zu wollen, nothwendigerweise erröthen muß.

Ernst und Renata erholten sich nebst ihrem lieben Kinde in wenigen Tagen und blühten in der Jugend üppigsten Gesundheit wieder, nachdem der Majoranbekränzte Hymenäos die Liebenden mit seiner hochzeitlichen Fackel auf immer verbunden hatte. — Somit verliert nun diese einfache Erzählung ihr kleines Interesse beinahe ganz und gar, nichtsdestoweniger

bleibt es des Erzählers Pflicht, annoch, wenn auch nur in gedrängter Kürze, zu melden, wie es dem Schweizerjünglinge seit seiner Trennung von der Geliebten ergangen.

* * *

Ernst Freiheim hatte sich nach einer berühmten Seestadt begeben, um in deren Hafen sich einzuschiffen nach Amerika, aber der gute Junge wurde, in jener Seestadt bereits, von einer heftigen und ziemlich langwierigen Krankheit befallen, welche sein sparsames Reisegeld ganz und gar verschlang. Allein nur kaum genesen trat unser Schweizer seine große Seereise dennoch an, indem der Kapitain des Schiffes Freiheimen in der Hoffnung mitnahm, für den armen Neffen in Amerika von dessen reichem Onkel die Ueberfahrt schon bezahlt zu erhalten. Indessen das Fahrzeug, auf dem sich Ernst befand, war ein schlechter Segler, und hatte

die Reise zu einer ungünstigen Jahreszeit angetreten; man schwamm, als bereits die Aequinoctialstürme zu brausen anfiengen zwar in hoher See, allein das hinfällige Fahrzeug vermochte die Elemente nur unzulänglich zu bekämpfen, wurde verschlagen und der Kapitain durfte von Glück sagen, mit heiler Haut nur den Hafen wieder erreicht zu haben, aus dem er vor einigen Wochen abgesegelt war.

Um sie nicht zu betrüben wollte unser wackerer Schweizer Renaten seine bisher erlittene große Unfälle nicht melden und lieber gar nicht schreiben, allein er hatte sein Schicksal nun einmal jenem oben erwähnten Kapitaine anvertraut und nothgedrungen mußte auch nun Ernst harren, bis das elende Fahrzeug einigermaßen ausgebessert, in günstigerer Jahreszeit zum andernmal in die See zu stechen vermochte. Diese zweite Reise

nun hatte zwar bessern Erfolg, als die erste, allein die Fahrt gieng dessenungeachtet dennoch äußerst langsam von statten und ungemein spät erreichte man endlich einen amerikanischen Hafen.

Freiheims reicher Onkel lebte nicht mehr; der schwache Greis war von einem gefährlichen Schlagflusse plötzlich befallen und seiner Besinnung sogleich, beinahe gänzlich, beraubt worden; falsche Freunde und Erbschleicher umringten den Alten, setzten ein rechtkräftiges Testament zu ihren eigenen Gunsten auf, durch welches des Erblassers sämmtliche Verwandte in Helvetien gänzlich ausgeschlossen wurden; durch gewöhnliche kleinliche Kunstgriffe bestimmte man den Sterbenden, diesen seinen sogenannten letzten Willen zu unterzeichnen, und derselbe war bereits durch die Gerichte, als der junge Schweizer Bildhauer zum erstenmale seinen

Fuß am Amerikas Küste setzte, längstens schon in Vollzug gebracht worden.

Des armen Ernstens nunmehrige Lage blieb in der That eine höchst bedenkliche; der harte Schiffskapitain drang ungestüm auf die Abtragung der Ueberfahrtkosten und unsern jungen Helden traf ein Schicksal, wie es schon so viele betrogene deutsche Auswanderer in der neuen Welt leider erfahren mußten: Der Künstler wurde nämlich, nicht viel besser als ein leibeigener Sklave, von dem Kapitain einem Pfuscher vermiethet, der sich Bildhauer, Maler, Bronceur u. dgl. nannte, in der That aber nichts weiter als ein elender Tischler und Anstreicher war und hier in diesem furchtbaren Zwange mußte der unglückliche Schweizer im Schweiße seines Angesichtes die beträchtlichen Kosten seiner Ueberfahrt abverdienen.

Darüber vergiengen Jahr und Tag und

nun war Ernst endlich wieder frei, der rechtliche, geschickte, junge Künstler hätte sonder Zweifel in Amerika dennoch sein Glück gemacht, allein der wackere Jüngling hatte mit seiner treuen Liebe im Herzen für nichts als diese Sinne und trachtete lediglich, durch rastloses Mühen, Arbeiten und Entbehren soviel Geld zusammen zu bringen, um damit je eher je lieber seine Rückfahrt nach Europa bewerkstelligen zu können; des Schweizers festem Willen war, jedoch erst nach Verlauf mehrerer Monate, auch dieses edlen Vorsatzes Ausführung gelungen und kaum im Besitze des nothdürftigst erforderlichen Geldes schiffte er sich zur Stelle wieder nach Europa ein.

Ernstens Fahrt verdiente diesesmal eine glückliche genannt zu werden, allein unser Held küßte Deutschlands geliebte Erde dennoch nach einiger Jahre Abwesenheit erst wieder. Etlichemal hatte Freiheim aus der neuen

Welt an Renate geschrieben, allein nimmermehr Antwort erhalten, weil seine Briefe die Geliebte nicht erreicht hatten. Zu Fuß trat jetzt der Abentheurer wider Willen die weite Reise zu Land nach Renatens Wohnort an, denn seine beschränkte beinahe aufgezehrte Casse gestattete dem Künstler auf keine Weise in anderer Art zu reisen, allein Liebe und Sehnsucht beflügelten Ernstens Schritte; nur zu sehr aber hatte sich der liebserglühende treue Jüngling angegriffen; dicht am Ziele stürzte der Unglückliche gänzlich ermattet nieder, verfiel in den Zustand des Scheintodes, wurde aufgefunden und nach der Todtencapelle gebracht.

Die Geschichte wurde in der Königsstadt schnell kund und lockte eine Menge neugierige und gefühlvolle Seelen nach Renatens Wohnung; Jedermann wollte das treue Liebespaar sehen und das anmuthige blonde

Lottchen herzen. Bald wird der wackere Schweizer, zum Anfange bereits von vielen Seiten her großmüthig unterstützt, durch seine Geschicklichkeit und regen Fleiß jenen Wohlstand erringen, den ihm der Zufall bis jetzt hartnäckig versagte.

Ende der ersten Sammlung.

In der Verlagshandlung ist erschienen:





